

Konrad Pfaff

Diagnose des neuen, reflexiven Geistes
im Zeitalter des Verfalls der Mythomanie –
dargestellt in ausgewählten frühen Texten
der Weisheit und Lyrik

der vier Kulturen,

die dem Geist der Selbstreflexion

die Ausdrucksform gaben:

China,

Indien,

Israel,

Griechenland

„Sollte es auch nicht in meiner Macht stehen, etwas Wahres zu erkennen, so steht doch dies bei mir, nichts Falschem zuzustimmen...“, Aber beschwerlich ist dies Unterfangen und eine gewisse Trägheit läßt mich in die Gewohnheit des Daseins (*consuetudo vitae*) zurückfallen. Wie ein Gefangener; der von Freiheit träumend in Einbildung die Freiheit genoß, wenn er zu merken beginnt, daß er schlief, sich davor fürchtet, geweckt zu werden, und den schmeichelnden Illusionen hingegeben, gelassen die Augen schließt: so falle ich von selbst in die altgewohnten Anschauungen zurück und scheue mich davor, zu erwachen: die beschwerliche wache Existenz, die nach der behagenden Ruhe kommt, werde ich womöglich gar nicht in etwelchem Lichte, sondern mitten im Dunkel unentwirrbarer Schwierigkeiten künftig hinzubringen müssen.

¹ *Descartes, Meditationes de Prima Philosophia, Buch 1*

Es ist ein Künder der Reflexionsmöglichkeit.

Er zweifelt, „doch“ denkt er. Er zweifelt „doch“ sucht er sicheren Vorurteilen auszuweichen - - wie ich.

Meine alltäglichen Ereignisse bestehen aus Gewohnheiten, Trägheit und dunklem Gelenktwerden. Ja, ich fühle mich wie ein Gefangener. Nicht nur das, oft beginnt mir das Gefängnis zu gefallen. Ich bedenke nicht viel, scheue, Bewusstsein zu belichten, habe Angst, wach zu werden, da ja das Schlafmützendasein so behagliche Ruhe gibt. Am Anfang des erwachenden neuen Geistes erlauschen wir einen neuen Ton, einen Klang, ungewohnt, zart und schwächlich. Sprache ohne Prahlerei, ohne Pathos der Götter und Kriegsherren. Was bleibt dann der Sprache noch? Es bleibt ihr die authentische Form neuer Lebensthemen, die die Selbstreflexion hervorbringt. Empörung des Ausdrucks sehr ohnmächtig, voller Hingabe und Zartheit. Doch Empörung wider die Diktate der Mythen, und der Magie der Herren und der Rituale der Morde ist der neue Ton in Weisheit und Kunst. Das zarte Bild, die fast unkenntlich zarte Zeichnung, eine schwächliche Skulptur, klein und befangen eine Flöte, ein süßes Ringen wider die Befehle der uralten, geheiligten Sitte der Rache, des Besitzes und der Tradition. Dagegen aufstehen können nur ausdrückliche Projektionen der Liebe, der Natur und des Friedens.

Neue Zeichen neuer Geisteshaltung, die nicht in dem Gefängnis mythischer Welt bleiben will. Sie nimmt Zuflucht zu den Bildern der Liebe, der Naturschönheit, des Friedens und wahlverwandter Freundschaft.

Die Sprache, die sich aus dem allgemeinen-mythischen ins Subjektiv-Poetische steigert, schafft sich in der Reflexion des neuen Bewusstseins auch neue Themen. Diese werden erwählt aus dem bedeutenden Fühlenden der individualisierten Subjekte. Für den Menschen werden den Göttern, Herrschern, Reichen, Willkürmassenmördern nun vorgezogen die Liebe und der Frieden, die subjektiv erfüllte Natur, der bedachte Kosmos, die neuen Wahlverwandtschaften der Freundschaft und der Nachfolge.

Das Lob und den Ruhm müssen die Götter und die Kaiser teilen mit der Bewunderung, der Liebe und dem Dank den Menschen gegenüber. Man könnte sagen, der Mensch bricht ein in das Bewusstsein des Menschen, die höchste Bedeutung erringt das Persönliche in der Person! Es löst in den neuen Tönen, in den neuen Sprachen des reflexiven Bewusstseins das erzwungene Rühmen der Siege der Heerscharen, die Bewunderung der Kriegsherrn und Weltreichgründer, der Kriegsschiffe, Heerscharen und ihre Tapferkeit und Mordsucht. Die Opfer, die bis dahin nicht erwähnten, machen sich im neuen Geist zu den Tätern des Wortes, der neuen Bilder und setzen wider Krieg der Imperien die Liebe der Liebenden, den Frieden der Freunde. Das ist der neue Ton im Ausdruck eines neuen jungen Geistes.

Und dann dies neue Verhältnis zur „Natur“. Das Ungeheuerliche, das Überwältigende schmilzt dahin, sie ist nicht mehr nur „Feindin“ des eigenen Überlebens. Sie ist nicht mehr nur die wilde unbezähmbare Katastrophe, nicht mehr die unmäßige Erniedrigung und Auslieferung. Das auch, es bleibt ein dunkler Grund immer und immer. Sie kann überraschend den Tod bringen. Die Dürre, die Flut, das Beben, das Aussterben ihrer Fruchtbarkeit bedrängen immer noch. Doch es ist etwas hinzugekommen: das Wunder distanziert erfüllter Natur. Sie ist nahe gekommen dem Geist und erlaubt ihm, Gleichnisse, Bilder, Metaphern, Analogien zu bilden. Bewunderung wird ihr gegeben.

Des Ruhmes ist kein Ende. Sie wird einbezogen in den Geist, in ihr werden die Muster der Schönheit, der Güte und der Wahrheit erblickt. In das Walten der Natur des kosmogonischen Eros wird alle subjektive Liebe gehüllt. In den Harmonien der blüten- und fruchtevollen Natur entsteht ein Urbild von Frieden, frei vom Wahn und von Kriegslust, frei von Sklavenordnung und frei von einer imperial diktierten Friedensordnung. Das ist der Ton des neuen Geistes in den neuen Sprachen der Schönheit.

In jedem mythisch-magischen Bewusstsein auf primitivem oder auf geschichtlich fortgeschrittenem Niveau ist das „Ich“ unreflektiert in seine Umwelt versunken und will dies nutzen. Erst wenn es sich selbst als das absolut Andere erkannt und sich von der Umwelt abgetrennt hat, wird es ein Ich-Selbst-Bewusstsein, das eine sogenannte zweiwertige Bewusstseinsstufe erlebt und erreicht. Diese Geschichte ereignete sich nicht nur in der Vor- und Frühgeschichte, sondern ereignet sich immer wieder in jenen Phasen einer Kultur, in der Institution, Objekt und Fakt die Oberhand gewinnen und ein starres System schaffen mit einer Bewusstseinsform passender Art, in der die reflexive Gebrochenheit nicht erreicht wird. Das reflexive Ich-Selbst erfährt sich nicht nur als neu, sondern als fremd und aller Realität entgegengesetzt. Das ist ein wesentliches Nichtigkeitserlebnis. Es ist sich leer, gestaltlos, machtlos. Erst wenn es seine bloße Möglichkeit in die objektive Wirklichkeit eingebildet und die Letztere nach dem eigenen Bilde formt, verliert das Ich seine Anonymität, gewinnt positive Gestalt. Dies ist die Ausgangslage, und für unsere Fragestellung kommt die Bedeutung der Ausdrucksfähigkeit in den Blickpunkt. Seinen „Ausdruck“ finden, ist nicht einfach die Frage eines „Inneren“, sondern die vielleicht wichtigere Frage ist die eines „Äußeren“. Die Materialisation des Ich-Selbst wird erst die Kultur schaffen.

Vergleiche dazu Folgendes: Gotthard Günther: Der Substanzverlust des Menschen. Unveröffentlichte Manuskripte ohne Überschrift und Datum, (jedoch nach 1950 ((Fragmente) (im Besitz der Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz, Handschriftenabteilung, Berlin: in Akz. Nr. 303 - 1986, Nachlass 196, Kasten 23, Mappe 240 bis 243 D.) Herausgeber Dr. Rudolf Kaehr, die Textkopie ist in privatem Besitz und darf nur als Interna des ICS benutzt werden.

Erschütterungen der gewohnten Sicherheit des Daseins, sei es des persönlichen, sei es des nationalen oder kontinentalen, wie sie dem Menschen begegnen, schütteln und rütteln einen. Die Erschütterung muss nicht bloß mich angehen oder die Gemeinschaft in meiner Nähe, sondern die menschliche Existenz überhaupt, deren Schicksal ein Einzelner dann auf sich nimmt.

Georg Misch, Der Weg in die Philosophie; eine philosophische Fibel. Erster Teil, Der Anfang, Francke-Verl. Bern 1450² (Sammlung Dalp Bd. 27, S. 51)

Nun gibt es keinen Automatismus dessen, was auf Erschütterung, Schrecken, Einbruch und Schicksal folgt. Viele Anlässe - nachbarliche wie weltgeschichtliche - erschüttern uns, viele verwirren und entordnen unseren Alltag. Wir sind erschütterbar, wenn wir nicht abgestumpft, träge und Erschütterungen gewohnt sind. Auch Erschütterterwerden ist noch einer Lebenskunst zugehörig und verlangt und erfordert eine Lebensoffenheit und sozusagen eine schmerzliche Verwundbarkeit. Wer nun seine Erschütterung als eine existentiell allgemein-menschheitliche erfährt, wird nach einer tieferen Antwort aus dem solidarischen Fundus der Menschlichkeit suchen. Er wird unweigerlich auf die einzige bedingungslos authentische Lösung verwiesen: auf seine Selbsterforschung und Selbstfindung und die auf diese begründeten Entscheidungen. Der eine lässt sich durch nichts erschüttern, der zweite wird erschüttert und läuft davon, der dritte lernt daran, existentiell mit sich umzugehen und dadurch eine neue Position gegenüber Nächsten und Fernsten einzunehmen.

„Schicksalsfälle, die den Bestand unserer Existenz erschüttern, heben den Menschen aus der gewohnten Perspektive des Daseins heraus. Die Abstufung nach Nähe und Ferne des Menschen und der Dinge kehrt sich um; die nächsten Gegenstände seines Handelns, die ihn bedrückten oder auf ihn drückten, verblassen zu Schemen der Wirklichkeit, und aus der nebelhaften Ferne, die den Horizont von heute und gestern umgibt, rücken die Rätsel der menschlichen Existenz, Entscheidung fordernd, vor die Seele des Einsamen.“

Georg Misch, Der Weg in die Philosophie, Bern 1950 2(S. 44)

Ja, so ist es auch in meinem Leben. Mir widerfährt ein Unglück und es ändert sich so vieles. Ich schwimme im Meer von Unklarheiten, denn ich kenne mich nicht mehr aus. Ich weiß nicht mehr, was wichtig, bedeutsam und nötig anzugehen ist. Ich bin in eine Klemme geraten. Auf jeden Fall will ich mich aus ihr lösen. Wer aber auf jeden Fall, auf jede Weise sich aus der Klemme lösen will, flieht und flieht gewohnheitsmäßig nach hinten und in die Vergangenheit. Er kommt aus der Klemme durch Davonlaufen, durch innere Regression an den Ort, wo er so wieder anfangen kann, wie vor dem Unglück. Das ist der unbelehrbare nicht lernende Mensch. Er kommt oft zufällig davon, bleibt in seinem Alltag und in seiner Ignoranz. Ein anderer stellt sich dem Schicksal und geht in sich - leuchtet in sich, bedenkt sich, besinnt sich auf sich selbst und bereitet eine Entscheidung vor. Ja, Schicksalsschläge erschüttern und reißen aus dem alltäglich normalen Ablauf der Lebensprozesse. Diese Erschütterung kann bewirken, dass der Mensch danach greift, sein reflexives, denksames Bewusstsein seiner Selbst abzurufen, kann aber auch viel leichter noch in Flucht, Regression, frustrierte Aggressionen, in verstärkende Formen des Weltbewusstseins magischritueller Art zurückversetzen. Das Bewusstsein höherer Ordnung hat keine „Automatik“, muss angerufen, herbeigezogen, willentlich benutzt werden, sonst bleibt es weiterhin ein passives, ins Leben nicht eingreifendes Potential.

„Überall führt das Leben zu Reflexionen über das, was in ihm gesetzt ist, die Reflexion zum Zweifel, und soll sich diesem gegenüber das Leben behaupten, so kann das Denken erst endigen in gültigem Wissen.

W. Dilthey, Ges. Schriften VII, S 6,

G. Misch, Der Weg in die Philosophie, S. 59, Bern 1950

Überall und immer führt das Leben nicht zu Reflexionen.

Hie und da beginnt das Leben in Menschen zu reflektieren über sich selbst im Bewusstsein. Das ist seit der Achsenzeit im Jahrtausend vor Chr. Geburt historisch gesehen. Die Evolution muss dem lange schon „vorgearbeitet“ haben.

Reflexionen - also die Belichtung eines Innen - münden gemeinhin ins Licht einer Frage und in die Beleuchtungskunst des Zweifels. Das Lichtblitzwerk des Zweifels bringt Fühlen, fühlendes Denken und Erkenntnis in Trab. Das nächste gültige Wissen des „Lebens“ wird dann wiederum in den Lichtkegel der Reflexion gehoben. Das aufrechte (Fort-)Schreiten bietet sich an. Das Leben erfreut sich dieses Geschehens, das ein Zusichselbstkommen des Lebens bedeutet.

Das Ich-Selbst, das sich seiner bislang machtvollen Welt gegenüberstellt und sich als etwas anderes erlebt - als ein Kontrapunkt, als etwas, das der Welt gegenübergestellt ist, erlebt diese seine Umwelt nun als etwas, in das es sich hineingestalten soll. Es steht der Welt nicht nur mit Distanz gegenüber, es möchte auch seiner kleinen Wut, Ohnmacht, Leere und Schwäche entkommen. Es treibt ihn ein Wille, sein Wille, dazu, sich in die Welt zu materialisieren, sich mit seinem Ich einzumeißen, einzuritzen, einzuformen in ein Stück Welt. Das drückt sich nicht nur aus, wie wir das oft lapidar feststellen, sondern sein IchSelbst symbolisiert sich in die Umwelt. Es verwandelt damit Welt. Dies ist seinerwegen wesentlich, so materialisiert sich das Erlebnispotential des Ichs, und es beginnt die Ausdehnung des spirituellen Erlebnisbereiches des Menschen. So wird aus der reflexiven Seele des Menschen „Kultur“. Es - das reflexive Bewusstsein - weckt seine Ausdruckskraft und ergänzt sie mit projizierten Werken. Sein Bild, sein Wort, seine Musik sind die Projektionen seines Inneren und die Sichtweise des Inneren auf die Welt. Von Innen und Außen kein Abbild, doch von nun an die bizarre Mischung des Schönen.

Die Sprache der neuen bedeutsamen Lebensthemen des zu sich erwachenden Menschen ist die klare aus dem verflossenen mythisch-magischen alleinherrschenden Geist, eine neue Poesie voller Bilder und Gleichnisse. Was uns überrascht, ist die zu lebendiger Bedeutsamkeit erhobene persönliche Intimsphäre, die unbedeutende kleine Umgebung der unbedeutenden, in keiner Macht- oder ReichtumsRolle stehenden Menschen. Es ist kein Wort mehr dem Herrscher, den alten Macht-Göttern gewidmet, nicht die Verherrlichung der Kriegstaten,

wie Eroberungen, Plünderungen (Steuereinnahmen) nicht die Erwähnung imperialer Grenzenlosigkeit, sondern von Liebenden, von Freunden, von Abschiednehmenden und Klagenden ist die Rede. Wir fragen uns, woher sich die neuen Weisen und Dichter dieses Unterfangens der Bedeutungsverleihung und des Wichtignehmens plötzlich nahmen? Auf einmal war das ungeheuer interessant und aufregend, was der Mensch ja schon jahrtausendlang übte: Fühlen, Denken, Wahrnehmen, Entscheiden, Handeln im Dienste und ohne Bewusstsein seiner selbst, denn im ersten Welt-Bewusstsein waren ja die Funktionen des Bewusstseins da, wurden gebraucht und geübt, und sinnvoll meisterten sie Dasein und Welt.

Nun aber erkannten sie diese Lebensfunktionen als ihr Eigen, sie erkannten sich in ihnen. Sie staunten, wunderten sich darüber. Sie ergaben sich einem neuen Zauber, dem Zauber einer selbststarken Sicht und begannen, ihre selbsteigene Würde stolz zu spüren. Sie wurden sich in allem wichtig, insbesondere jedoch in dem, was ihr Entzücken erregte.

Dies Entzücken ihrer selbst leitete sie zu den Lebensthemen, die uns in Ihren Gedichten, Gesängen, Elegien usw. begegnen: Liebe, Freundschaft, Frieden und Fest. Und doch will uns immer noch scheinen, es stünde eine freche Anmaßung dahinter, dass sie jetzt ihre Freuden, Genüsse, Qualen und Wünsche in den Mittelpunkt stellen und nicht die Großen, das Große das Schicksalhafte und weltbewegende Geschehen. Ja es bildet oft den dunklen Kontext und einengenden Rahmen, doch weder die Herrscher, die Priester, Krieger und Götter stehen im Mittelpunkt der Texte. Wenn sie vorkommen, sind sie Zierart, Garnierung oder altes Gedächtnis, nie sind sie mehr das Sprachthema. Mit dem Mythos verfiel die Bedeutung von Macht und Allmacht. Die Sprache befreite sich selber im neuen Geist von den bedrückenden tödlichen Wahngewalten.

In diesen Werken der Lyrik und später in denen des Schauspiels wird des Menschen Geist in einen Ausdruck gebracht, den er unmöglich je vergessen kann und wird. Die gesamte Geistesgeschichte des Erden-

runds begreift sich so als gefühlentdeckte Weisheit, als ein Hohe-Lied auf Schönheit. So kommt noch eine neue Weise ins Blickfeld, die des dichterischen Wortes. Es ist das entdeckte Wechselspiel von „Innen-druck“ und „Ausdruck“, ein merksames Achten der personen-gebundenen Formen des persönlichen Ausdrucks und die wunderlichen Versuche dieses Verstehens, des Mitteilens, Schlussfolgerns vom Außen ins Innere. In diese eindrucksvolle Ausdrucksbeschreibung mischen sich wunderbar poetisch Analogien, Metaphern der Natur, denen aufmerksam und liebevoll begegnet wird und in einer ganz anderen Weise dem Menschen, seiner Liebe, seiner Achtung, seiner Ehrfurcht dienen als zuvor, da sie nur Angst verbreiteten und die Aufforderung, sich ihnen zum Überleben zu bedienen. Nun wird sie geliebt und liebt selber. Es ist eine neu auf dem Mythos der alten Natur gründende reflexive Poesie ursprünglichen Mutes der Liebe.

Die Sprache erfindet nicht nur neue Worte, sondern sie erfindet mit ihrem Geist eigene, wichtige Gefühle, Gedanken, Wünsche und Ängste. Hier erschließt sich wie in der staunenden Weisheit preisend das Leben, der neue reflexive Geist. Erst später folgen die Welt- und Hoch-Religionen den Spuren der Selbsterschließung. Erst später wird noch zur Natur der eigene Gott der Liebe einbezogen ins erwachende Selbst. Zuerst wird der Himmel der Liebe und des Friedens irdisch erschlossen, dann der Gott der Liebe!

Nicht nur ein Lexikon neuer Wörter, Bilder, Analogien entsteht, sondern mit diesem eine neue Klasse von Phänomenen des Innen, nämlich all jene, die stets schon vorhanden, doch nun belichtet als Eigen erkannt sind. Noch eines erscheint in meiner Betrachtung: das Kleine, Geringe, Selbstverständliche und Alltägliche wird kontextuell für Liebe, Frieden, Menschlichkeit gewürdigt, lyrisch besungen, dramatisch gebraucht. Es ist herrlich, wie bedeutsam nun nicht nur Regungen, Sinn und Traurigkeit des Herzens werden, wie Scherz, List, und z.B. dem Gekrächze des Papageis eine Bedeutung auf Liebe und Leben abzugewinnen ist.

Wir wundern uns dann über ein nächstes und bislang so fremd Fernliegendes - da des Menschheit Erwachen sich fast zeitgleich, sprachgleich, weisheitsgleich in mindestens vier Kulturen zeigt. Die Variationen sind vielfältig, die Intentionen parallel, die Schönheit verschieden

geformt, doch das „Erwachen“ des reflexiven Geistes in Weisheit und Poesie ist das eine. Die Schwerpunkte dessen, was lebenswert, genussentzückend mit dem Menschen in den so entfernten Kulturen erscheint, gleich oder zumindest sehr ähnlich. Das reflexive Subjekt gewinnt sich, und ihm wird sein Selbst, dessen Verbundenheit und Solidarität in Liebe, Friede und Schönheit wesentlich ist. Für alles gewinnt er Ausdruck. Sein Ausdrucksverhalten sieht es jetzt beseelt, das Auge entdeckt das Augen- und Blicke-Spiel, die Haut den göttlichen Schauer. Dem achsenzeitlichen Sprachmächtigen ist die Botschaft des Friedens - Eros: die Zärtlichkeit und Innigkeit aufgegangen. Davon nun sprechen die indischen, chinesischen, israelischen und griechischen Texte. Sie sind unser aller Erbe.

Heraklits „Sprachweisheit“ entfaltet die Weite des neuen Denkens über das Denken, Reflexion des Geistes, in dem Logos ein neues Beginnen findet. Es ist die vorsokratische Wesenslage sichtbar und kein Pythagoras, Anaximander, Xenophanes, Parmenides erreicht diese Klarheit.

Wir bringen kommentarlos eine Auswahl aus dieser Sammlung als Einführung ins erwachende hellenische Denken.

Das Gemeinsame: Logos und Denken, Erkenntnis, Selbsterkenntnis und Weisheit.

Man muss dem Gemeinsamen folgen. Der Logos ist gemeinsam, und doch leben die meisten so, als ob sie ihren besonderen Verstand hätten.

(2)

Nicht mich, sondern den Logos müsst ihr vernehmen; so werdet ihr einstimmig mit ihm als der Weisheits Schluss verkünden, dass das All Eines ist. (50)

Diese Welt, ein und dieselbe für alle Wesen, ist von niemand gemacht, von keinem Gott und von keinem Menschen, sondern war immer und ist und wird sein ewig lebendiges, nach Maßen sich entzündendes, nach Maßen verlöschendes Feuer. (30)

Wissen muss man, dass der Kampf das Gemeinsame ist und Recht ist Streit, und alles Leben entsteht durch Streit, wie das sein muss. (80)

Der Krieg ist aller Dinge Vater, aller Dinge König. Die einen erweist er als Götter, die anderen als Menschen; die einen macht er zu Sklaven, die anderen zu Freien. (53)

Das gegeneinander Gekehrte fügt sich zusammen und aus dem Verschiedenen entsteht die schönste Harmonie. (8)

Sie verstehen nicht, wie ein Verschiedenes mit sich einstimmig ist. Gegenstrebende Harmonie wie bei Bogen und Leier. (51)

Unsichtbare Harmonie ist besser als offenkundige. (54)

Die Natur liebt es, sich zu verbergen. (123)

Der Herr des Orakels in Delphi spricht nicht aus und verbirgt nicht, sondern lässt sehen. (93)

Der Aion ist ein Kind, das spielt, das Züge macht; ein Kind führt die Herrschaft. (52)

Seele und Geist. Ich suchte mich selbst. (101)

Der Seele ist der Logos eigen, der sich selbst mehrt. (115)

Allen gemeinsam ist das Denken. (113)

Allen Menschen wart die Gabe des Denkens und der Selbsterkenntnis. (116)

Das Denken ist der größte Vorzug, und Weisheit besteht darin, im Einklang mit der Natur (der Dinge) zu sagen und zu tun, was wahr ist. (112)

Gar vieler Dinge kundig müssen Männer sein, die die Weisheit lieben. (Philosophen) (35)

Was man sehen, hören, erfahren kann, das ziehe ich vor. (55)

Augen und Ohren sind schlechte Zeugen für Menschen mit verständnisloser (barbarischer) Seele. (107)

Die Menschen unterliegen, was die Erkenntnis der offenbarsten Dinge anlangt, der Täuschung ähnlich wie Homer, der weiser war als alle Hellenen sonst. Er ließ sich von Jungen täuschen, die damit beschäftigt, sich zu lausen, ihm zuriefen: was wir gesehen und gegriffen haben, das lassen wir da, und was wir nicht gesehen und nicht gegriffen haben, das nehmen wir mit uns mit. (56)

Viel Wissen lehrt noch nicht Vernunft. Sonst hätten Hesiod und Pythagoras und auch Xenophanes und Hakataios sie besessen. (40)
Weisheit ist dies allein: die leitende Vernunft (gnome) zu erkennen, die mit ihrem Willen alles durchdringt. (41)
Vernünftigen Willen zu besitzen, ist göttliches, nicht menschliches Ethos. (78)
Krankheit macht Gesundheit köstlich und gut, Hunger, Sättigung, Mühsal die Ruhe. (111)
Möge euch nie der Reichtum ausgehen, ihr Leute von Ephesos, damit eure Schlechtigkeit offenbar werde! (126)
Hybris muss nötiger als Feuersbrunst gelöscht werden. (43)
Mit dem eigenen Herzen zu kämpfen ist schwer; denn was es sich vorsetzt, dafür setzt es das Leben ein. (85)
Eines ziehen die Besten vor vor allem anderen, ewigen Ruhm unter den Sterblichen; doch die meisten sind satt wie das Vieh. (29) In Ephesos sollten alle erwachsenen Leute sich aufhängen und den unmündigen Kindern das Regiment Oberlassen - sie die Hermodores, ihren tüchtigsten Mitbürger, davon gejagt haben und sagten: keiner soll der Tüchtigste sein, wenigstens bei uns nicht, höchstens anderswo und bei anderen. (121)
Soll unsere Rede verständig sein, so muss man sich stark machen durch das allen Gemeinsame sowie ein Staat durch sein Gesetz, ja noch weit stärker. Denn es nahren sich alle menschlichen Gesetze von einem, dem göttlichen: das hat so viel Macht als es will, es ist allem gewachsen und reicht über alles hinaus. (114)
Den Nachtschwärmen, Magiern und, Mänaden und Mysten (droht Heraklit mit Strafe). Denn die bei den Menschen Üblichen Mysterien - ein unheiliges Geheimnis ist ihre Weihe. (14)

„Alle die sich der Betrachtung der Dinge hingaben, wurden als Weise erachtet und bezeichnet, und dieser ihr Name verbreitete sich bis in die Zeit des Pythagoras. Er soll einmal - wie ein Schüler Platons, ein vorzüglich unterrichteter Mann, schreibt - nach Phlius gekommen sein und mit dem dortigen Fürsten, Leon, Gespräche voller Gelehrsamkeit geführt haben, woraufhin Leon, erstaunt über sein Genie und seine

Beredsamkeit ihn fragte, welches die Kunst sei, der er am meisten vertraue. Darauf er: auf eine Kunst verstehe er sich überhaupt nicht, sondern er sei „Philosoph“. Erstaunt über die Neuigkeit des Namens habe Leon gefragt, was das sei: ein Philosoph. Und da habe Pythagoras geantwortet: das menschliche Leben scheine ihm einem Jahrmarkt zu gleichen, wie er mit größtem Aufwand von Festspielen unter Beteiligung von ganz Griechenland stattzufinden pflegt. Wie dort die einen Ruhm und den Kranz der Ehre durch Leibesübungen erringen wollen, die anderen auf Erwerb und Gewinn mit Kaufen und Verkaufen ausgehen aber eine Gattung Menschen und zwar die edelsten, weder Beifall noch Gewinn suchen, sondern nur um zu schauen hinkommen und ganz darin aufgehen, zu erfassen, was und wie es vor sich geht: so sei es mit uns, die wir gleichsam wie einer, der aus seiner Stadt in ein solches Marktgedränge kommt, in dieses Leben aus einem anderen und aus einer anderen Natur gekommen sind: die einen dienen dem Ruhm, die anderen dem Geld; mancher aber, selten sind sie, achten dies alles für nichts, der Anschauung der Natur der Dinge hingegeben; sie nannten sich der Weisheit Ergebene (das nämlich heißt Philosophen); und wie es dort das Zeichen der höchsten Freiheit sei, zuzuschauen, ohne für sich etwas einzuheimen, so habe im Leben die Betrachtung und Erkenntnis der Dinge weitaus den Vorzug vor allen sonstigen Bestrebungen."

Cicero)

So klar lässt Cicero Pythagoras das neue Bewusstsein umschreiben. Es besteht im inneren Blick in der versuchten reinen Anschauung dessen, was außen geschieht als Innenereignis. Dieses Zuschauen ist Reflexion und besteht im Lichtkegel der Aufmerksamkeit, ganz hingegeben dem inneren Bild der Welt. Ob diese in einem so totalen Gegensatz zu allem Tun und Lassen steht oder die einzig wahre Ergänzung dazu ist, sei unserer Frage.

„Sokrates: Wir sagen zum Beispiel, dass ich alter Mann, der nicht mehr wachse, aber auch nicht kleiner werde, gegenwärtig größer bin als du Jüngling, aber in Jahresfrist kleiner, obwohl meine Körpergröße sich nicht verringert, sondern viel mehr deine sich vergrößert hat. Ich bin also, ohne anders zu werden, später was ich vorher nicht war;

anders geworden zu sein aber ist unmöglich ohne anders zu werden, und kleiner werden konnte ich unmöglich, da ich nichts von meiner Körpergröße verlor. Beispiele aller Art lassen sich noch tausend und abertausend anführen... kannst du folgen, Theätet? Ich glaube doch, du bist nicht unerfahren in solchen Dingen.

Theätet: bei den Göttern, Sokrates ich staune über alle Maßen, wie es sich hiermit verhalten mag, und in der Tat, mir wird manchmal schwindlig bei der Betrachtung dieser Dinge.

Sokrates: Mein Freund wie gut hat doch Theodotos dein Wesen erfasst, denn gerade zum Philosophen gehört dieser Affekt, das Staunen, denn dieses und nichts anderes ist der Anfang der Philosophie, und er, der gesagt hat, dass Isis die Tochter des Thaumatas ist, scheint mir kein schlechter Genealoge zu sein. (Plato, Theätet, 155)

Einen anderen Zugang zu einer Annäherung an die Wahrheit kenne ich nicht, als die in der „Verbindung“, als die in einer Relation zu einem anderen, und das ist die „Differenz“. Mein Staunen über solche Unterscheidung ist das Staunen eines neuen belichtenden, reflexiven Geistes.

Platos Höhlengleichnis

In einem Gleichnis stelle dir unsere menschliche Natur vor in Bildung und Unbildung. Stelle dir Menschen vor in einer unterirdischen, höhlenartigen Wohnung, deren Eingang zum Tageslicht hin offen ist, aber sich lang, längs der ganzen Höhle hin erstreckt. Da sind sie von Kind an, mit Fesseln an Hals und Beinen, so daß sie an Ort und Stelle bleiben müssen und nur nach vorwärts sehen können, unfähig wegen der Fesseln, den Kopf herumzuwenden. Licht bekommen sie von einem Feuer, das hinter ihnen brennt, von oben her, weit aus der Ferne. Zwischen dem Feuer und den Gefangenen läuft ein Weg, an dem eine Mauer entlanggeht, ähnlich wie die Wand, die die Gaukler vor den Zuschauern aufstellen, um darüber weg ihre Kunststücke zu zeigen. Nun sieh weiter! Längs dieser Mauer tragen Menschen allerhand Geräte, Bildsäulen, Tiere aus Holz und Stein und sonstiges Werk aller Art, so daß diese Dinge über die Mauer herüberragen, und während sie das einhertragen, reden natürlich manche von ihnen und manche sind still. - Ein sonderbares Bild und sonderbare Gefangene! - Sie gleichen uns!

Glaubst du, sie haben je etwas anderes als die Schatten, die das Feuer auf die ihnen gegenüberliegende Wand der Höhle wirft, zu Gesicht bekommen, zunächst von sich selbst und von einander? - Wie wäre das möglich, wenn sie den Kopf unbeweglich halten müssen ihr Lebelang? - Und dann, von dem, was vorübergetragen wird? Ist's damit nicht ebenso? - Wenn sie nun miteinander reden könnten, würden sie da nicht glauben, die Namen nennten das, was sie vor sich vorüberziehen sehen? Und wenn in dem Gefängnis ein Echo aus der Wand vor ihnen käme, würden sie dann nicht alleweil, so oft einer von den Vorübergehenden etwas verlauten ließe, glauben, der vorüberziehende Schatten sei es, von dem der Laut kommt? Sie werden also überhaupt lediglich die Schatten von Dingen für das Wahre und Wirkliche halten.

Und nun betrachte, wie sie von ihren Fesseln erlöst und von ihrem Unverständnis geheilt werden, wie das sein würde, wenn solches mit ihnen geschähe, was ganz natürlich so zugehen kann. Wenn einer entfesselt würde und nun plötzlich aufstehen, den Hals herumdrehen, einhergehen und zum Licht emporblicken müßte - es tut ihm weh, und vor lauter Glanz ist er außerstande-, die Dinge zu gewahren, von denen er ehemals Schatten sah -, was würde er wohl dazu sagen, wenn er nun zu hören bekäme: damals habe er eitel Nichtigkeiten erblickt, jetzt dagegen sehe er richtiger, aus größerer Nähe zudem, was ist, und Dingen zugewandt, die in stärkerem Grade teilhaben am Sein? Wenn man ihn dann noch fragte und zu antworten nötigte, hinzeigend auf jedes einzelne von den vorübergehenden Dingen: was ist das? Wird er da nicht ganz verwirrt sein, und glauben, das, was er ehemals sah, sei wahrer und wirklicher als das jetzt ihm Gezeigte? Und wenn man ihn nun gar nötigt, das Licht selbst anzublicken, so werden ihm die Augen schmerzen; er wird sich wegwenden und wieder zu dem zurückflüchten, dessen Anblick er verträgt, immer in dem Glauben, daß dies in Wirklichkeit deutlicher sei als das, was man ihm zeigen will? Nun zieht ihn jemand mit Gewalt von dort weg, den steinigen steilen Aufstieg hinauf und läßt nicht locker, bis er ihn herausgeholt hat an das Licht der Sonne - er leidet unter dieser Gewalt und sträubt sich dagegen, und wie er ans Licht tritt, ist er ganz geblendet vom strahlenden Glanz und vermag von dem, was ihm jetzt als wahr und wirklich bezeichnet wird, nichts, aber auch gar nichts zu gewahren, für den ersten Augenblick wenigstens. Er wird sich erst gewöhnen müssen an die Dinge hier oben, um sie sehen zu können, zunächst wird er am leichtesten ihre Schatten wahrnehmen, hernach ihre Spiegelbilder, wie

die Menschen und alles andere sich im Wasser spiegelt, - erst später dann sie selbst. In der Folge wird er die Dinge am Himmel und den Himmel selbst eher bei Nacht anzuschauen vermögen, zum Lichte der Sterne und des Mondes hinblickend, als bei Tage die Sonne und das Sonnenlicht. Zuletzt wird er dann imstande sein, die Sonne - nicht bloß wie sie im Wasser oder sonstwo an einem fremden Orte erscheint, sondern die Sonne selbst an ihrem eigenen Orte anzuschauen und zu betrachten, wie sie beschaffen ist, Und dann wird er nunmehr zu dem Schluß kommen, sie waltet über allem in der sichtbaren Welt, und für all das, dessen wir ansichtig werden, ist sie in gewisser Weise die Ursache.

Denkt er jetzt zurück an die erste Wohnung, an die Weisheit von dort und die Mitgefangenen von damals, wird er nun nicht sich selber glücklich preisen ob der Veränderung und die anderen bemitleiden? Wird er etwa zurückbegehren nach dem, was an Ehre, Ruhm und Auszeichnung dasmals unter ihnen vorbehalten wurde für denjenigen, der das Vorübergehende am schärfsten beobachtete und am besten behielt, was davon früher, was später, was gleichzeitig aufzutreten pflegte, und der infolgedessen die Zukunft am besten voraussagen konnte? Wird er die beneiden, die dort solches Ansehen und solche Macht haben? Wird's ihm nicht vielmehr so ergangen sein, wie es nach dem Wort Homers geschieht: lieber als Ackerknecht bei einem unbegüterten Mann um Lohn dienen und alles erdulden, als in jenem Wahn bleiben und so leben!

Dieses Gleichnis muß du mit dem früher Dargelegten verknüpfen. Die Stätte, die uns durch das Gesicht zur Erscheinung kommt, ist jener Wahnstätte zu vergleichen, die ein Gefängnis ist, der Lichtschein in ihr von dem Feuer ist vergleichbar der Kraft der Sonne, und wenn du nun den Aufstieg nach oben und die Schau der Dinge dort oben als den Weg der Seele empor zu dem Ort der Erkenntnis bestimmst, so triffst du das, was ich glaube. Gott mag wissen, ob es wohl wahr ist. Wie es mir erscheint, stellt es sich so dar: am Ort der Erkenntnis ist es als letztes und am schwersten zu erblicken die Idee des Guten; hat man sie aber erblickt, so ist der notwendige Schluß, dass sie für alles die Ursache von allem Rechten und Schönen ist, da sie in der sichtbaren Welt Licht und die Herrin des Lichts gebiert, im Reich der Erkenntnis aber selber die Herrscherin ist, die zu Wahrheit und Vernunft verhilft; von ihr muß wissen, wer vernünftig im privaten wie im öffentlichen Leben handeln will."

Plato, Staat VII, 514-517

Mir erscheint dieser berühmte Text von Platon als Musterbeispiel eines Gleichnisses in mythisch-poetischer Sprache zu beschreiben, was das existentielle Grunderleben des sich bewusst gewordenen, reflexiven Subjekts in allen Kulturen bewegt. Ob das die frühen, vorsokratischen Denker, ob das Sokrates, Diogenes, Buddha, Jesus, Laotse, Zarathustra, die Propheten Israels, alle Dichter und Künstler dieser Zeit bis dann in unsere Zeit erfuhren, ergibt ein ursprüngliches Grundmuster die Schau nach innen, ergibt den Zweifel an der Welt und ihren Forderungen und erfordert einen Weg der reflexiven Innenfassung dessen, was nicht ganz von dieser Welt ist. Darum erscheinen uns die Wege der Meister dieses Denkens so ähnlich: des Empedokles und Heraklit, des Sokrates, Buddhas und Jesu, Franziskos oder die der Propheten. Es sind die Früchte eines radikalen Weges, der durch das neue Bewusstsein ermöglicht wird. Die Menschheit macht den Schritt in die Geschichte und gleichzeitig in den eines erfüllten „Himmels“.

Dieses an Berühmtheit nur von Jesu Gleichnissen übertroffene Gleichnis am Anfang des abendländischen Geistes ist poetisch-fiktive Erzählung und ideeller Versuch einer überzeugenden Annäherung an eine schmerzlich-hilfreiche Wahrheit das, was in der Buddha-Erzählung als der alltagsgebunden, gewöhnliche Mensch und dessen Unwissenheitsgefängnis dargelegt wurde, ist nur das Bild der in der Höhle gefesselten Menschen, denen nur eine Blickrichtung erlaubt ist, und die diese Richtung auch als einzige Richtung auf Wirklichkeit und „Wahrheit“ anerkennen müssen. Sie sind ja gefesselt in dieses erste Bewusstsein auf Welt hin. Sie sind ausgeliefert diesem Zustand. Diese eingesehene Welt ist alles, was sie haben und denken können. Die Schatten „sprechen von lebendiger Wirklichkeit“. Dann wird ihre „Befreiung“ dargelegt, fiktiv und poetisch.

Dies ist eine schmerzliche Angelegenheit. Von Vergewaltigung, Blendung, Blindheit ist dies „Erwachen“ in einen neuen Zustand begleitet. Und er dauert eine Weile an, es überfällt ihn oft der Wunsch nach dem alten Zustand des Wahns und der Welt. Doch wer einmal im Licht erwacht, kann nicht mehr ablassen vom Erwachen. Und er merkt, in sich selber trägt er all das, was schön, gut, wahr ist, und er erinnert sich an dies entdeckte Innere und entdeckt die neue Wirklichkeit und staunt und kämpft.

Das Verlangen nach „Wissen“ liegt in der Natur des Menschen, sagt Aristoteles und bringt auch die Verbindung der Sinneswahrnehmung der Tiere mit dem Gedächtnis. Eine Fülle von Erkenntnissen besteht in der Wahrnehmung des Unterschieds. Mit Erinnerung verknüpft entsteht Erfahrung. Durch diese entsteht "Kunst" (techne) und Wissenschaft. Praxis, Empirie, techne und Erfahrung in der Verknüpfung zur Theorie, die das Allgemeine erkennt.

Dann versucht Aristoteles eine neue und großartige Unterscheidung in Sachen Wissen, Nutzen und Zweck versus „um seiner selbst willen gesuchte Erkenntnis“ ist die Differenzierungen. Etwas um seiner selbst willen erlernen, erdenken ist nichts anderes als um meiner selbst willen zu lernen, zu erspüren. Nicht um irgend ein Wissen an sich zu lernen ist hier der springende Punkt, sondern etwas zu lernen, um meiner selbst willen. Folge ich dem Gefühl des Staunens und des Bewunderns, auch in Zweifeln, dann erkenne ich, unwissend und zugleich wissend um meine Unwissenheit und werde lernen!

Es geht schlicht bei diesem philosophischen Unternehmen um eine Selbstbestimmung: „frei ist, wer um seiner selbst willen, nicht um eines anderen willen, da ist...“ und die höchste Erkenntnis - auch heute für uns - ist die, die mich zur Selbsterkenntnis und Selbstbestimmung führt. Die Philosophie will einen Beitrag dazu geben. Sie hilft zum Erwachen eines reflexiven Geistes, der um seiner selbst willen denkt, erkennt und handelt.

„Daß sie aber nicht ein werktätiges Wissen ist, das wird auch aus dem Anfang bei den ersten Philosophen ersichtlich. Denn wegen des Staunens fangen die Menschen zu philosophieren an, heutzutage ebenso wie das erste Mal; Anfänglich erstaunten sie über handgreifliche Wunder, dann, im allmählichen Fortgang auf solchem

Wege, wurden ihnen auch die großen Dinge zum Problem: was am Mond, an der Sonne, den Sternen vor sich geht oder die Entstehung des Alls. Wer aber im Zweifel ist und staunt, der findet sich unwissend. Deshalb ist der Philosoph denn auch im gewissen Sinne dem Mythos zugetan; denn der Mythos ist zusammengesetzt aus Wunderbarem. Also: wenn sie, um der Unwissenheit zu entgehen, zur Philosophie kamen, so ist offenbar, daß sie auf das Wissen um des Wissens willen aus waren, und nicht etwelchen Nutzens wegen. Das bezeugt auch der Vorgang selbst; denn all das, was zur Erleichterung und Einrichtung des Lebens nötig ist, war schon so ziemlich vorhanden, als man solch eine Erkenntnis zu suchen begann. So ist ersichtlich, daß wir sie um keines anderweitigen Nutzens willen suchen; sondern wie wir vom Menschen sagen: frei ist, wer um seiner selbst, nicht um eines anderen willen da ist, so ist auch sie und sie allein die freie unter den Wissenschaften, denn sie allein ist um ihrer selbst willen da. Daher könnte man auch mit Recht der Meinung sein, daß ihr Besitz dem Menschen nicht zukomme; ist doch die Natur der Menschen in vielem knechtisch, so daß also, mit Simonides zu reden, „nur ein Gott dieses Vorrecht“ hätte, während es sich für den Menschen nicht ziemte, ein anderes Wissen zu suchen als das, das ihn angeht. Wenn das, was die Dichter sagen, etwas zu bedeuten hat und zur Natur der Götter der Neid gehört, so müßte dies demnach gerade hier am meisten zutreffen und allen, die das Maß überschreiten, Unheil beschieden sein. Aber, daß Götter neidisch seien, das anzunehmen, ist unzulässig, vielmehr erdichten, wie schon das Sprichwort sagt, „viel Lügen die Sänger“, und ebensowenig darf man eine andere Wissenschaft für wertvoller halten als diese. Denn die göttlichste ist auch die wertvollste. Göttlich aber ist sie in dem zwiefachen Sinne, in dem sie es sein kann: göttlich ist eine Wissenschaft, die eigentlich Gott zustünde, und ferner wenn das Göttliche ihr Gegenstand ist. Dieses beides aber trifft bei ihr und bei ihr allein zu; denn daß Gott zu den Urgründen gehört, das ist die allgemeine Ansicht, und die Wissenschaft, um die es sich handelt, dürfte Gott allein oder doch im höchsten Maße besitzen. Nötiger mögen alle anderen Wissenschaften sein, eine bessere als sie gibt es nicht.“ (3)

(Aristoteles, Metaphysik 1,980 a20-982a, 982 14-19, 30 983a 1 1

Alle Menschen haben von Natur ein Verlangen nach Wissen. Davon zeugt die Wertschätzung der Sinneswahrnehmungen; denn sie werden auch abgesehen von aller Nützlichkeit um ihrer selbst willen geschätzt und zwar vor allem die des Gesichts. Nicht bloß um des handelnden Lebens willen, sondern auch wenn das Handeln gar nicht in Frage steht, schätzen wir im ganzen das Sehen höher als alle andern Wahrnehmungen; das aber kommt daher, weil es uns am meisten unter allen Wahrnehmungen zur Erkenntnis verhilft und eine Fülle von Unterschieden offenbar macht. Sinneswahrnehmungen zu haben, gehört zur Natur der Tiere; bei manchen von diesen schließt sich daran keine Erinnerung, bei andern aber kommt sie hinzu, und diese sind daher intelligenter und gelehriger als die, welche kein Erinnerungsvermögen besitzen.... Während nun die andern Tiere ihr Leben mittels der Vorstellungsbilder und Erinnerungen führen und nur geringe Spuren von Erfahrung zeigen, tritt beim menschlichen Geschlecht Kunst (techne) und Überlegung ein. Bei den Menschen nämlich geht aus der Erinnerung Erfahrung hervor.

1 Vgl. oben 115, S. 57 ff.

Die vielen Erinnerungen an ein-und-dieselbe Sache wirken zusammen zur Hervorbringung einer einzigen Erfahrung, Die Erfahrung scheint der Wissenschaft und Kunst nächst verwandt zu sein; in der Tat kommen bei dem Menschen durch die Erfahrung Wissenschaft und Kunst zustande. Denn, wie Polos sagt, „die Erfahrung erzeugt Kunstfertigkeit, Mangel an Erfahrung den Zufall“. Kunst entsteht, wenn aus vielen durch Erfahrung von Ähnlichem gewonnenen Meinungen eine bestimmte, das Allgemeine betreffende Ansicht darüber sich bildet. Denn Sache der Erfahrung ist es, wenn wir meinen, daß ein bestimmtes Heilmittel dem Kallias half, als er an einer bestimmten Krankheit litt, ebenso dem Sokrates und vielen andern, jedem in seinem Fall. Aber daß es allen Menschen einer bestimmter Art hilft, die an der betreffenden Krankheit leiden, diese Ansicht ist Sache der (Heil)-Kunst. Im praktischen Leben nun macht sich der Unterschied zwischen kunstmäßigem Wissen (techne) und Erfahrung kaum geltend; vielmehr treffen die Emperiker weit eher das Richtige, als Männer der Theorie (logos), die keine Erfahrung haben.

(Der Grund hiervon ist, daß die Erfahrung Erkenntnis des Besonderen, die Kunst Erkenntnis des Allgemeinen ist, alles Tun und Geschehen aber betrifft das Besondere. Denn ein Arzt heilt nicht den Menschen überhaupt, sondern Kallias oder Sokrates oder sonst jemand mit Namen Genannten, von dem nur nebenher in Betracht kommt, daß er ein Mensch wie die andern ist. Wenn einer die Theorie besitzt, aber keine Erfahrung, das Allgemeine kennt, aber nicht das darunter fallende Besondere, so wird er in der Therapie oft fehl gehn. Denn Gegenstand der ärztlichen Behandlung ist das Einzelne. Trotzdem halten wir dafür, daß Wissen und Sich-auf-dieSache-Verstehen mehr zur Kunst als zur Erfahrung gehört, und daß die Kunstfertigen mehr Weisheit (sophia) besitzen als die Empiriker, wobei die Weisheit sich je nach der Größe des Wissens bemißt. Dies aber darum, weil die einen den Grund wissen, die andern nicht. Denn die Empiriker wissen zwar das Daß, aber nicht das Warum, jene aber erkennen das Warum und den Grund. Deshalb stellen wir auch die Werkmeister (Architekten) höher als die Handwerker.

Demzufolge gilt, wie gesagt, wer Erfahrung besitzt, in höherem Maße für weise als die, die bloß über Sinneswahrnehmungen verfügen; ein Kunstfertiger mehr als die Empiriker, der Werkmeister mehr als die Handwerker, das theoretische Wissen mehr als das werktätige. Somit ist klar, daß Weisheit die Wissenschaft von gewissen Prinzipien und Gründen ist. Was für Prinzipien und Ursachen das sind, bleibt für uns zu untersuchen, die wir nach dieser Wissenschaft fragen. Unter den Wissenschaften halten wir diejenige, die um ihrer selbst willen und rein des Wissens wegen zu erstreben ist, in höherem Maße für Weisheit als die, die wegen dessen geschätzt wird, was aus ihr hervorgeht, und ebenso die zur Leitung befugte gegenüber der dienenden; denn der Weise muß führen und nicht geführt werden, nicht er einem andern, sondern der minder Weise ihm gehorchen.... Ein um seiner selbst willen zu suchendes Wissen und Verständnis aber obwaltet im höchsten Maße bei der Wissenschaft von dem am meisten Wissenswürdigen (denn wer das Wissen um des Wissens willen erwählt, wird die Wissenschaft vorziehen, die vornehmlich Wissenschaft ist, und das ist die von dem vornehmlich Wissenswerten), vornehmlich wissenschaftlich aber sind die Prinzipien und Gründe; denn durch sie und von ihnen aus wird alles andere erkannt und nicht umgekehrt sie von dem aus, was unter ihnen befaßt ist. Am meisten zur Leitung befugt - leitend gegenüber

dienend - ist diejenige Wissenschaft, die von allem jeden erkennt, worum willen es zu vollbringen ist, das aber ist im einzelnen das jeweils Gute und im ganzen der Naturwelt das höchste Gut. Aus dem Gesagten ergibt sich, daß es ein und dieselbe Wissenschaft ist, auf die der Name: Weisheit paßt; es muß die sein, die der Betrachtung der ersten Prinzipien und größeres Wissen und höhere Weisheit paßt....

Ebenso finden wir in den Sinneswahrnehmungen noch nichts von Weisheit; sie sind zwar ganz vorzüglich für das Einzelwissen, aber sie sagen nicht das Warum aus, z. B. warum Feuer warm ist, sondern lediglich, daß es warm ist. Wer nun zuerst eine über die allen gemeinsamen Sinneswahrnehmungen hinausgehende Kunst fand, wurde gewiß von den Menschen nicht nur wegen der Nützlichkeit seiner Erfindung, sondern wegen der Weisheit bewundert, die ihn vor allen andern auszeichnete; und als mehr Künste gefunden wurden, teils für die Lebensnotwendigkeiten, teils zur Unterhaltung, wurden stets die Erfinder der letzteren in höherem Maße für weise erachtet, weil ihre Wissenschaft nicht bloß für den Gebrauch wertvoll war. Daher denn schließlich, nachdem all dergleichen zustande gebracht worden war, diejenigen Wissenschaften gefunden wurden, die weder zum Vergnügen noch für die Lebensnotwendigkeiten dienen, und das geschah zuerst an solchen Stätten, wo es Muße gab. Daher kam in Ägypten zuerst die mathematische (Rechen- und Meß-)Kunst zustande, denn dort war dem Priestervolk Muße vergönnt....

¹ *Aus einer Schrift des Sophisten Polos, eines Schülers von Gorgias. Cf. Plato, Gorgias 448 C; 462 B.*

Wer nun dies an einigen der weltumspannenden Gedichte des neuen Geistes der Selbstbedeutsamkeit konkretisieren möchte - kann wie ich - unbekümmert den Weg der paraphrasierenden Reflexion einschlagen und sich wachsam begeistern lassen.

Es sind neue Worte für subjektiv-intime Gefühlslagen - neu entdeckte, als eigen entdeckte Affekte, die nur den Liebenden gehören. Worte des Leidens, des Spieles und auch der Ängste vor vorzeitiger Entdeckung des Liebesgeheimnisses.

Spracherfindungen für Aussehen, Ausdruck und Ausstrahlung der Liebenden und Freunde.

Die wortreiche Verbundenheit mit Naturschönheit in neuen Metaphern, Allegorien, insbesondere mit der Liebe des Schönen.

Die Entdeckung der Macht der Sehnsucht, die Angst vor dem Alter, der Trennung und des Abschieds.

Worte der Sorglosigkeit, Gelassenheit und Weltdistanz.

Worte der Feier, des Müßiggangs und des Rausches.
Reine Naturversunkenheit und Selbstvergessenheit.
Worte für bedeutsam gewordene Kleinigkeiten.

Worte des Ruhmes, Bewunderns und Lobes für den geliebten Menschen.

Worte für Freundschaft und Wahlverwandtschaft

Reflexion ist sich selbst Bescheid zu geben, sich selbst Auskunft zu geben über eigene Sicht, eigenes Interesse und was ich nun vorziehe als Schönstes und Bestes. Das gelingt Sappho in ihrer Zeit, einem Heraklit. Dieses Gedicht ist klar und berückend, gibt uns Erkenntnis dafür, was im Herzen des neuen Geistes erwacht:

Das Schönste

Der behauptet: Reiter, ein anderer
Fußvolk, dieser: Schiffe seien das
Schönste auf der dunklen Erde. Aber ich
selber sage: Das, was man lieb hat.
Dies lässt sich für jeden verständlich
machen Ohne Mühe ...

Meines Mädchen reizendes Schreiten, ihre
klaren Augen möchte ich lieber sehen
als der Lyder Streitwagen und vor
Waffen starrendes Fußvolk.

Der Glaube an das Kriegshandwerk der Mächte ist zerstört, an deren Siege und ungerechte Ordnung, die Imperien begründet. Es ist weder gut noch schön diese aufgezwungene, alte Sicht; an die Stelle sei Liebe gesetzt, die Frieden stiftet unter fremden Wahlverwandten. Das „Schöne“ verkündet ein neues Gesetz: „Denn der Schöne, soweit man zu sehen vermag, ist schön. Doch der Gute wird gleichfalls sofort auch ein Schöner sein“, sagt Sappho und Theognis verkündet: „Alles Schöne ist lieb, das Unschöne freilich ist unlieb!“ Aus dieser Wurzel dachten Sokrates und Plato und gründeten darein die reflexive Subjektivität.

Und es ist wie ein Testament lebendigen Wunsches, wenn Sappho im „Gebet für den Bruder“ schreibt: „Tilgen mög er sämtliche alten Schulden, möge seinen Lieben zur Freude werden und zum Leid den Feinden; erstehe freilich niemand als Feind uns!“ In dieser Welt-Zeit des schwächling neugeborenen Geistes ist es wesentlich, die alten Schulden, die mythisch-magisch verordnete Schuld blutiger Rache, liebloser Ehe, patriarchalischen Besitzes und Gehorsams, von Freund wider Feind-Geboten abzuweisen und ihre Berechtigung zu tilgen. Noch wird der Feind in „dieser dunklen Erde“ erwartet, doch schon wird diese Erwartung korrigiert durch den Wunsch: „ich bin kein Feind und habe keinen“ (Schnurre). Das neue Fühlen und Denken ist die unbedingte Bevorzugung von Liebe und Frieden, und die „uralte Sitte“ wird getilgt durch reine Opfer. „Die ersehnte Liebe gestillt zu haben ist des Mannes und der Frau Höchstes und verbürgt den friedlichen Tag. Dann schenke ein in goldene Becher Nektar, der gemischt zu heiterem Genusse ward auf köstliche Weise.“ Hass möge weichen der Liebe, Mord dem Genuss, und so kehrt sich der erwachende Geist ab „vom Eide, dem großen“ uralter Herrschaft. Die alten Eide der menschenverachtenden Sitten mögen weichen der Liebe, und „ein solches Verlangen nach Liebe hat sich unter das Herz geschlängelt und viel Dunkelheit über meine Augen gegossen“, denn diese entdeckte Liebe ist hart und in der Weit eine neue „Kampfesart“.

Und die neuen „Gebete“ sind subjektiv reflexiv persönliche, auch wenn sie noch die alten Götter anrufen: „Komm zu mir auch jetzt und erlös aus schwerer Sorge mich, und was meines Herzens Sehnsucht wünscht und hofft, erfülle es du, sei du mir Bundesgenossin“, so an „Aphrodite, Göttin auf buntem Throne“. Der Mensch begehrt das Göttliche zur Bundesgenossenschaft, da er sonst der Sorgen alter Knechtschaft nicht Herr wird. Doch dieser „himmelstürmende“ Weg geht weiter: „Scheinen will mir, dass er den Göttern gleich ist, jener Mann, der neben dir sitzt, dir nahe auf den süßen Klang deiner Stimme lauscht und wie du voll Liebreiz ihm entgegen lachst: „die Göttlichkeit des Menschen“ im Auge der Liebe - wie es später poetisch weise und mystisch immer neu betont wird, wofür Meister Ekkehard in den Bann und in die Ächtung Roms kam. Diese Göttlichkeit irrt und staunt, deren Herz der Ruhe beraubt ist und die angstvoll verstummt vor dem Feuer. Theognis weiß auch genau, wie die „Haut durchrieselt“ wird und „ein Dröhnen braust in den Ohren“, und „der Schweiß ausbricht, ein Zittern alle Glieder befällt und einer bleich wird, bleicher als dürre Gräser“ und dass es fühlbar ist: „alles muß man ertragen „dafür da doch der Liebesfrieden solch Ausdruckspuren hinterläßt“.

Der neue Geist brütet keine Gefühlsduselei aus, er lebt nicht in sentimental, idealen Sphären, dafür hat er es damals und bis auf den heutigen Tag stets schwer genug. Nicht nur schwer im neuentdeckten Fühlenden, sondern auch noch schwer gegenüber den alten Mächten, die wie der Drache in der Sage stets mit neuen Köpfen, Formen und Kräften ersteht - gerade auch nach jeder Niederlage. Das wunderschöne pathische Erleben - unparadiesisch „unselig liege ich da im Bann der Sehnsucht, entseelt von schweren Schmerzen auf Geheiß der Götter, durchbohrt durch die Knochen,“ spricht Sappho diesen wahrlich leidvollen Kampf aus, und wie Sehnsucht den Menschen ereilt und schmerzhaft bis zur Entseelung, d.h. bis in das Einwilligen in den Rückfall in die böse Geborgenheit.

„Doch mich bezwingt, Freund, die gliederlösende Sehnsucht“ und Theognis fügt hinzu: „Gliederlösender Eros treibt wieder mich um, süß-bitter, unzähmbar, ein wildes Tier.“ „Und dich hat ein Gott errettet“ - welcher Gott, oder eine göttliche Frau, ein göttliches Kind? Und es geschieht, „dass du mich, den Vereinsamten, erblickst. Im Dunkel liegend wurde ich ins Licht gestellt.“ Liebe, Eros, Sehnsucht und Frieden stellen uns ins Licht, sodass wir uns selbst entfalten. Es ist der neue Geist, der bedenkt, besinnt Inneres und Äußeres...

Der neue reflektierende Geist erwacht in China in den Sorgen der Herrschaft und Rechtsordnung. Ein großes Bauernvolk verlangt nach Schutz und Gerechtigkeit und gewinnt hieraus eine uralte Denkrichtung, die Himmel und Erde, Göttlichkeit und Königsmacht mythisch verbindet. Doch auch, wenn das Wirken Gottes durch den König vermittelt erlebt wird, gewinnen ethisch ideale Begriffe vorzeitig eine hohe Bedeutung in Gerechtigkeit, Mitleid und Schutz. Jetzt vernehmen wir einen neuen Ton, er ist nicht einfach aus der Wahrnehmung von Unterdrückung und Ausbeutung entstanden, sondern aus einer neuen reflexiven Innerlichkeit, „der Himmel leitet die Menschen durch Sanftmut“, und so fordert Shuching im „Lehrgedicht des Prinzenenerziehers“, dass die erste Königspflicht sei, „zu dem Volk zu sprechen“ und „des Volkes Wohlfahrt zu fördern.“ Das geschieht durch den Ethos des Maßhaltens, der Sanftmut und Ehrfurcht.

„Weiches, biegsames Holz
Bespannt man mit Saiten:
Zarte Ehrfurcht und Güte
Sind der Boden der Tugend.“
(Shuching)

Und dazu:

„nichts ist so stark wie die Güte,
das ganze Reich zieht Lehre von ihr.
Wirksam ist der Wandel der Tugend,
in allen Landen wird er folgsam geehrt.“

Hier schon erscheint der konfuzianische Grundbegriff des „jen“, die Güte in einem frühen Licht einer Geistesdämmerung am Morgen des Tages, an der die „innere Mächtigkeit der Person“ erreicht wird. Auch wenn noch in dies Erwachen der mythisch-magische Geist lange einen Rahmen oder eine Bedingung darstellt, so wirkt die Weltansicht der frühen Chou-Zeit als Reflexion einer Bewegung emotionalen Denkens. Aus Güte, Ehrfurcht und Sanftheit entwickeln sich zutiefst sorgenvoll die rationalistische Denkrichtung praktischer und pragmatischer Politikweisheit eines Konfuzius (551-479). Führer noch sind die chinesischen Variationen einer reflexiven Subjektivität in drei überkommenen Werken: „Das Buch der Wandlungen, (1-Ging), das etwas zu Unrecht nur als Buch der Weissagung apostrophiert wird. Das Buch der „Urkunden“ kommt hinzu, und das Buch der Lieder scheint mir als mitentscheidend für jene reflexive Subjektivität zu sein, die auch den geistigen Anfang Chinas bei den Fragen der Gemeinschaft grundlegt. Es geht um das „Waltenlassen des Absoluten zwischen den Menschen auf dem Wege des unwillkürlichen, gewaltlos-ruhigen Wirkens: das vollkommene Gemeinschaftsleben nach dem Vorbild der göttlichen Weltordnung in Abkehr von den politischen Machtverhältnissen“.

(Mich, S. 254)

Darin als Ziel sind sich Lun Ju, Konfuzius und auch Laotse einig. Es ist eine Zeit politisch-sozialer Unordnung, religiös-alltäglicher Gärung, eine mörderische Zeit in der die erwachenden Geister eine neue Sicht anbieten. Kein Solon, kein Perikles und auch nicht Platos Staat erreichen die reflexive Sorge um die lebenserhaltende Gemeinschaft wie in den gerne als widersprüchliche Lehren gelesenen Schriften des Konfuzius, dem Anhang zum 1-Ging oder von Lu Yü, die die Lebensanschauung des Wechsels von Yin und Yan, dem Lichten und Dunklen, philosophisch und praktisch Geistraum gaben. Es wird nun klar: „Vervollkommnung“ bedeutet, das Gute wählen und festhalten. Die Wahrheit tritt ans Licht, das nennen wir Natur. Licht, das zur Wahrheit leitet, nennen wir Lehre. Wo Wahrheit ist ist Licht, wo Licht ist ist die Wahrheit.“

(aus dem „Buch der Mitte“).

Selbstvervollkommnung geschieht durch Güte (jen). Die Dinge werden verändert durch Wissen. Sie sind die Kräfte unserer Natur, das Innere und das Äußere in Einklang zu bringen. (ebd.) Und der Schluss aufs Herrschen und Regieren lautet - und wagemutiger kann es nicht gesagt werden: „Nur der wahrhaftige „Heilsame“ in der Welt besitzt die rechte Beweglichkeit und Klarheit und Weisheit, um die Welt zu regieren.“ (ebd.) Wir meinen - und wir schließen den Taoismus dabei ein, dass der neue Geist des Erwachens in China eine ähnliche revolutionäre Macht hatte wie der in Griechenland, Indien und Israel. Die Verbundenheits-Spiritualität ist die Botschaft auch hier, und sie gilt pantheistisch mit der Einfügung menschlichen Lebens und solidarisch mit Nutzen und zum Zwecke des Schutzes eines zur Schmiegsamkeit und Sanftmut oder sogar zum „Nicht-Handeln“ (wu wei) angehaltenen neuen Subjekts. „Also auch der Berufene: er setzt sein Selbst hinten, und sein Selbst kommt voran. Er entäußert sich seines Selbst, und sein Selbst bleibt erhalten. Ist es nicht also: Weil er nichts eigenes will, darum wird sein Eigenes vollendet.“ (7, *Taote King*)

Darum geht es in der neuen Sprache, im Klang der Worte, die mehr noch als alle Weisheitslehre den neuen Geist des erwachten Individuums widerspiegeln. Denn diese ausdrückliche Subjektivität, dieses neue Bewusstsein alleiniger Einzigartigkeit, weil ich innen wie außen sehe, was des Geistes ist, diese Gedichte und Lieder sagen in Konkreto aus, was dunkel und weise die großen heilsamen Bücher des chinesischen Geistes aus der Zeit der Wendung und Wandlung aussagen, das Buch 1-Ging, die Schriften des Konfuzius, Laotses und Tschangtses oder des Yü Yan, oder das „Buch der Mitte“ - deren Botschaft zum Heil der Gemeinschaft das Heilsame des neuen individuellen Bewusstseins voraussetzen, das am deutlichsten in der neuen Lyrik ins Licht tritt. Es ist die Sprache, die uns den Übergang am innerlichsten erleben lässt. Li Tai Bo:

„Nächtlich ankernd am Rindersand
gedenk ich des Altertums:
Nacht überm Westfluss,
dicht am Rindersand.
Der Himmel ohne Wolken, bläulich-fahl.
Ich bin an Deck.

Den Herbstmond über mir, denk ich umsonst an Siä, den General. Auch ich bin mächtig alt-erhabener Weisen: doch fehlt mir jener, der mich kann verstehn. Im Morgengrauen wird man die Segel hissen, und Ahornlaub wird wirbelnd niedergehn."

Umsonst gedenkt er des Altertums - sein Mythos ward bei ihm Poesie; dafür erlebt er die Natur so wunderbar, die Laotse so „pantheistisch weise“ beschreibt. Und er rühmt sich, als ein neues erwachtes Individuum, alt-erhabener Weisen mächtig zu sein - er ist ja der eigentliche Überlieferer alter Mythen-Magien in neuer poetisch reflexiver Form. Gleichzeitig spürt eine neue Einsamkeit des Geistes, der die Sehnsucht nach Verstehen hat und den es schwer dünkt, auf dem neuen Boden Gemeinschaft zu erleben. Denn die Mehrzahl der Menschen schlafen den alltäglich normalen Gang des Daseins - wie soll es da Gehör geben für Konfuzius?

Was alle meiden, das muß auch du meiden:

Oh, welch Abweg, welch Verwirrung!

Die Menschen der Menge strahlen vor Heiterkeit
Wie bei der Feier eines großen Festes,
Wie man im Frühling auf die Türme steigt: Ich allein bin stumpf und stumm.
Wie ein Kindlein, das noch nicht lächeln kann.

Gebeugt treibe ich dahin,
wie einer, der keine Heimat hat,
Die Menschen leben alle im Überfluss:
Ich allein scheine alles verloren zu haben,
Unwissend und töricht bin ich, Ein Narr!

(Laotse, Taote King)

Aus dieser Sicht gesellschaftlich-trauriger Art macht Litaibo ein „Selbstvergessen“:

Vor mir der Wein. Ich spüre kaum
das Nahn der Dunkelheit.
Von niederfallendem Blütenflaum
war mein Gewand beschneit.
Da stand ich auf und stieg den Bach
entlang in Trunkenheit.
Der Mond... kein Vogel war mehr wach
die Menschen waren weit.
(*Laotse*)

Dies ist ein Selbstvergessen, das ein eigenartiges Selbst-zu-sich-kommen beinhaltet.

Wenn Gedichte über die dienstbaren Menschen, über Sklaven und kleine Leute geschrieben werden, sind nicht nur die Dichter und Sänger erwacht, sondern kommen die kleinen Leute zu ihrer wahren Bestimmung: Sie sind schwer! Aus dem Buch der Lieder das Gedicht:

Die kleinen Sterne

Die kleinen Sterne funkeln
noch glänzt der Morgenstern,
wir tummeln uns hurtig im Dunkeln,
von früh bis spät im Dienste des Herrn
Verschieden ist unsere Pflicht.
Die kleinen Sterne funkeln,
Orion und die Plejaden
Wir tummeln uns hurtig im Dunkeln,
Mit Kissen und Decken beladen.
Die Lose, sie gleichen sich nicht.

Das ist sicher kein revolutionäres Gedicht. Es zeigt jedoch auf die kleinen unbeachteten, dienstbaren Geister. Und schön ist der Rahmen der Sterne, der Plejaden und das Dunkel vor der Morgendämmerung. Das "Unscheinbare, das Unbedeutende ist erfasst, und das Volk, wofür Konfuzius, Yün Yan und Laotse schrieben. Die Entdeckung des Individuums im neuen Geist ist auch die der kleinen Leute, und für sie soll Liebe, Recht und Frieden werden.

Das Geschichtlich-Gesellschaftliche erscheint in der Betrachtung der verschiedenen Pflichten und der Lose, die ungleich verteilt sind. Eine Feststellung, eine Frage an Recht und Ordnung oder an eine Gerechtigkeit? Um die Erfahrung subjektiver Reflexion zu machen, muss man sich wahrscheinlich schon als "Wer" entdecken und eine gewisse Einzigartigkeit erleben. Die eigentliche Besondersartigkeit des Du, des Anderen darf unverwechselbar sein. Es kann z.B. "sein Kragen" sein:

"Blau, blau dein Kragen
bang, bang mein Fragen.
Darf ich zu dir nicht hin -
Warum liebest du kein Wort mir sagen?
Blau, blau deine Spangen.
Tief, tief mein Langen.
Darf ich zu dir nicht hin -
Warum kamst nicht du zu mir gegangen?
Ach, ich schweife, streife,
Stehe droben auf dem Mauertor:
Denn ein Tag, an dem ich dich nicht sehe,
kommt mir wie drei Monde vor."

Dieses Liebesgedicht aus der Frühzeit aus dem „Buch der Lieder“ weist auch jene Konkretheit subjektiven Erlebens auf, die notwendige Vorbedingung aller Weisheiten und Metaphysiken ist. Doch dürfen wir annehmen, dass der neue Geist vielschichtig ist und gerade in der chinesischen Kultur uns Widersprüche und Rätsel aufgibt. Doch dass er in der sensiblen Empfänglichkeit des lyrischen Subjekts dramatische Bilder schuf, zeigt, dass die Reflexion die Wende der Zeit erschloss und dies nicht ohne Dunkelheit, Angst und Verwirrung! Litaïpe - einer der markantesten Geister dieser Zeit auf unserem Erdenrund, schreibt im

"Buch der Lieder":

"Neun schlimme Vögel sind dabei die Sterne aufzupicken.
Die Götter lagern traurig auf den Wolken,
nicken. Und wiegen sich in sturmgepeitschten Böen.
Wer wird die schlimmen Vögel töten? -
Doch wenn der Mond von Nacht zu Nacht
entschwand Und endlich nur als schmaler Strich am
Himmel stand, War er ein Dolch, den ich mir in die Seite stieß,
weil mich die Angst um dieses Leben nicht verließ."

Hier mischt sich genial das Zeitaltergeschehen und das individuelle Schicksal dessen, der klar sieht, wie die mythisch-magische Welt versinkt und die Götter nichts tun können und der Mensch nur noch zu Trübsinn, zum schwermütigen Erkennen der Lage nütze ist. Der junge, schwache Geist erwacht im Menschen und hat Angst.

"Ich habe den Aufsatz abgesagt.
Diese akademische Diktion trägt nicht.
Eine andere Diktion ist nötig. Keine extravagante."
(*Günther Anders*)

Doch welcher Ausdruck
über wesentliches und bedeutsames des Lebens
heute ist zu finden? Ich finde keinen.
Ich stottere herum.
Schreibe im Beiläufigen
Nichtiges und wäre es
Wichtiges
Entkleide ich es des Wichtigseins, so ist es recht
im Ausdruck einer
Unverbindlichkeit. Sei sie
akademisch, wissenschaftlich,
religiös, mythisch-poetisch, dunkel
oder hell,
bizarr oder einfach.
Welcher Satz enthüllt schon konkret

das ganze Elend, das ganze Sehnen der Menschen;
und welcher lehrte denn schon
auch nur nachdenkliche
Besinnung und die Reflexion auf sich selbst?

Das ist eine Seite des sich erkennenden Geistes:
Angst, Not, Kampf und Wehr. Die andere Seite ist, dass mit seiner
Selbsterfahrung des Eigenen ein Eigensinn gepaart wird. Keine Refle-
xion ohne Zweifel und keine mit der alten Sicht der Endgültigkeit. Ja,
aufs Ende schon, doch in Trostlosigkeit und Wagemut zugleich. Doch all
das gebiert auch in der chinesischen Geisteshaltung, die so sehr auf
Gesellschaft, Ordnung, Herrschaft und Solidarität ausgerichtet ist, zuerst
nun dies alles in Sicht zu bekommen, und prüfen zu können Innen wie
Außen, schlicht einen "aufmüpfigen Menschen". Einer der von sich die
Vorstellung hat: „er ist wer“, auch wenn er ein Niemand und unter die
kleinen Leute gehört. So erleben sich Sänger, Dichter und sogar
Prinzenerzieher und königliche Narren oder Ratgeber als geistmächtige
Nichtse. Ihr Selbstbewusstsein übersteigt oft die des Herrn, „Wer das
Kleine wahrnimmt, ist klar. Wer das Weiche wahr, ist stark. Wer sein
Licht gebraucht um zurückzukehren zu seiner Klarheit, der hinterlässt
nichts, das eine Gefahr treffen könnte. Das heißt: Dauer gewinnen.“
(Taoteking, Laotse (52))

„Herr, vom Himmel wieder in das Meer
rast der große gelbe Strom in betäubendem Schwung.
Keine Welle weiß von einer Wiederkehr.
Herr, den Spiegel her: dein Schädel ist alt –
nur deine Seufzer sind jung ...
noch am Morgen glänzten deine Haare
wie schwarze Seide,
Abend hat schon Schnee auf sie getan.
Wer nicht will, dass er lebendigen Leibes sterbend leide,
schwinge den Becher und fordere den Mond als Kumpan,
schmeiße die Taler zum Fenster hinaus,
es wird sie schon wer zusammen schippen.

Im Schläfe fällt kein Vogel aus dem Nest.
Heute will ich auf einen Hieb
dreihundert Becher trinken.
Schlachtet den Himmel und sauft und fress!
Glockenton schon am Morgen,
Trommeln im Krieg,
Reis im Haus
sind entbehrlich -
Ach Brüder,
lasst uns auf einen Rausch,
der kein Ende nimmt, hoffen!
Vergangenheit ist tot.
Die Zukunft ungefährlich.
Unsterblich nur ist Litaïpe -
wenn er besoffen."
(Litaïpe)

"Ich allein bin unbrauchbar und für nichts geschickt!
Ich allein bin anders als die Menschen,
aber mein Stolz ist, dass ich von der Allmutter
meine Lebensnahrung ziehe."(20)

Ist das nicht die Beschreibung dessen, der anders ist als die Menge, die noch den Mythen und mythischen Herren gehorcht und sich zu allem benützen lassen? Das veranschaulicht sehr konkret, lebensnah und ohne die Herrschaftsmoral zu bemühen, Litaïpe im grandiosen Gedicht: „Herr, vom Himmel wieder in das Meer“, wo „er“ alt geworden, seinen Widerstand, seine Aufmüpfigkeit und sein gewagtes Anderssein in einer so eindringlich-begeisternden Weise darstellt, dass auch anständige Menschen, Antialkoholiker, Rauschverächter in Liebe und Trank, sich hineinreißen lassen, wenn sie noch ein Stück Natur und Kindhaftigkeit behielten. Mein Sohn konnte es sich dutzendmal und immer neu anhören, weil ihm einfach die Widerstandshandlungen, die Wendungen gegen Ordnung und Bravheit gefielen.

Die Entwertung des Immerleidenmüssens der kleinen armen Leute, die höchste Wertschätzung von Besitz und Geld, und wenn es im dionysischen Rausch, nur für eine Weile ist, gehört zum neuen „Friedensgeist“. Der Rausch, der kein Ende nimmt, - als Begeisterung des Schönen, Unalltäglichen, Herrschaftslosen, der Liebe und des Festes - darf kein Ende nehmen. Die Hoffnung dann, dass die Vergangenheit tot sei und die Zukunft ungefährlich, gewährt uns der „Rausch“ des neuen Geistes.

„Tausend können wir ermorden,
aber bereuen höchstens Einen.“

(Günther Anders)

So ist des Menschen Natur überfordert, und er fand noch nicht diese unendlich große, überwältigende Trauer und Wehklage für die Toten der Massenmorde und Erdkatastrophen. Den Verlust eines Menschen betauern, beklagen wir, diese unnatürliche Ermordung, seine Zerstörung fassen wir in bittere Wehklagen. Doch Tausende, die wir als Menschheit ermorden - und sogar fast täglich - das überfordert jede Trauer, Klage und jede Reue, jede Schuld sogar.

Dieser indische Text veranlasst mich nochmals das Verhältnis des mythisch-magischen Geistes zu dem Folgenden, der seine selbsteigene Reflexion dazugewonnen hat, zu bedenken. Es ist einzusehen, dass sich die bildhaft-poetische Sprache des Mythischen stets auch als Hüter der Geheimnisse, als Warner vor dem Rein-Sinnlich-Anschaulichen verstand. In der vedischen Tradition gab es für diese Rätsel einen eigenen Ausdruck „brahmodya“. (120)

Was hinter den Erscheinungen stand, war nicht Wunders- und staunenswert, sondern bezog sich stets auf den Brahman. In den Veden gibt es eine Reihe Rätsellieder, so wie: „Beim Schein des (Opfer-)Feuers wollen wir die Wahrheit verkünden... ich durchwandere als Wissender die Stätte der wahrhaften Ordnung.“ (121)

Noch deutlicher: „Rta hat feste Fundamente und viele schöne Sachen zum Erstaunen.“ (121)

Hier erscheint eine gemeinsame Überlieferung „beider Bewusstseine“: die Wunder, das Staunen, das schier Unbegreifliche. Im Geist religiöser Mystik gibt es dafür eine Antwort, im Geist der Reflexion Fragen um Fragen. Religion und Weltweisheit bedienen sich eines „schweifenden“ Denkens, das uns erstaunlich genug, in die Ferne trägt. (122) Hier wird schon im reifen mythischmagischen Bewusstsein ein staunendes Fragen wach. „Ich verstehe nicht, was dem, was ich bin, vergleichbar ist.“

„Ich wandle, heimlich mit dem Denken ausgerüstet.“ (122) „Gegen Ende der übermächtigen mythisch-magischen Zeit wird der Mensch, sein Denken, Rätsel im Inneren“(122) zum allgegenwärtigen Rätsel. Dem kann man nur durch den Kopfsprung ins Wasser der Göttlichkeit oder das der Verweisung auf die Kraft der Reflexion entkommen. Die Sprache ist dem ebenfalls unterworfen und spaltet sich in die Kraft, den Dingen ihren Namen zu geben und so die verborgene Schönheit enthüllen zu können. Im Opferkult jedoch wird das Wort zur heiligen Liebe, zum Laut, zum „melos“, und allein „om“ wirkt Wunder, und es bedarf nicht der komplexen Bedeutung und des „logos“ der Sprache. Sie zerbricht in der Sprache, und die Zeitenwende wird als Wundmal und als Heil sichtbar. Es ist die Entdeckung eines Fühlens subjektiver Macht, das sich zuerst den Göttern zuwendet, und das dann überraschend entdeckt, dass vor dem Zugang zu den Göttern das Licht, die Erkenntnis im inneren Raum des Subjektes liegt. Schon das allein enthüllt die Schwäche eines Bewusstseins, das magisch-rituell sich unreflexiv verhielt. Nachdem die evolutionär-gehirnmäßige Bedeutung der Möglichkeit der fragenden Reflexion gegeben, begann die Arbeit an ihrer Verwirklichung, und die führte von einer Transzendenz der Welt in die Immanenz menschlichen Innens.

Der Mensch ist geworden, dass er überlebe und hat gemeinsam mit den Tieren die „Leibesfenster“. (237) „Deshalb sieht man nur nach außen, nicht in das eigene Innen hinein.“ (237) Das ist die Aussage eines Anfangs, nicht eines Soseins in den Upanishaden. Doch dann schaute „irgendein Weiser rückwärts in das eigene Ich mit umgekehrten Augen“. (237). Er suchte, er suchte weiter, da er mit seinem Leibesfenster nur die gewöhnliche Alltäglichkeit wahrnahm, im Durcheinander, Elend und in der Ungewissheit, und das genügte ihm nicht.

Dies führte den Geist dazu, den Blick nach innen so zu üben, kunstfertig zu erlernen. Das erbringt einen wunderlichen Schritt mit dem Ergebnis: „Wer ins Herz schaut, wer in sich selbst schaut, der gelangt in die „Einheit des Alls“. Bei diesem ersten Schritt vereinigt sich der reflexive Blick nach innen mit dem Versprechen und Finden eines nicht geschauten wunderlichen Geschehens. Es ist dies früher schon bereitet im indischen Forschen und Lehren. Wir lesen vom „schweifenden Denken“, das uns erstaunlich genug, in die Ferne trägt: „ich verstehe nicht, was dem, was ich bin, vergleichbar ist. Ich wandle, heimlich mit dem Denken ausgerüstet. Das Denken ist das einzigartige Rätsel im Innern der Geschöpfe.“

(Vaja saniyi Sanihitā in Geldner, Vedismus.... S.155)

Hier schon im entdeckten Wunder des Denkens gewinnt der Meditierende das Hauptmotiv alles indischen Denkens und Dichtens, die Frage: „Wer bin ich?“ die Suche und das Finden des eigenen Selbst. Die Sprache von früh an, zeichnet die Verbindung des Denkens und Dichtens in priesterlich weisender Form. Es wird auf allen Entdeckungsfahrten in indische Weisheit und Poesie des neuen reflexiven Geistes für uns eine nicht geringe Aufgabe sein, die Texte aus dem mythischreligiösen Zusammenhang zu lösen und nicht mehr ihre erstrangige Bedeutung in den mythisch-magischen Kategorien wie Sünde, Buße und Leid, Erlösung und Seligkeit, noch ohne Rücksicht auf den Glauben an die Seelenwanderung in etwa zu lösen und ihre wunderbaren Erkenntnisse dann dem neuen Bewusstsein des Bewusstseins als des reflexiven Selbst zuzuschreiben. Es zeichnet ja immer wieder die Übergangszeit der sogenannten Achsenzeit, diese Vermischung des zu überwindenden Mythischen mit den neuen wegweisenden Erkenntnissen aus. Wir dürfen diese Mischung in ihre Anteile differenzieren und reflektieren. Dazu sind die großartigen Texte der Upanishaden - auf die wir uns jetzt beziehen - das fruchtbarste Feld. Dabei dürfen wir auch bei dürftigsten Übersetzungen noch die indischen Welt-InnenMacht ihrer Sprache nicht vergessen. Hier ist oft die vollkommene Mischung von Denken und Dichten von mythischem Ansatz in Poesie und von Andacht zum Zweifel vom Rhythmus und Klang, von Farbe und Form.

„So verehere er das Selbst: Gedanke ist seine Natur, Odem sein Leib, Licht seine Gestalt, das Wahre sein Ziel, der Äther sein Selbst; allwirkend und allwünschend, voll aller Düfte, aller Säfte, das All in sich fassend,

lautlos, sorglos: Das ist mein Atman, im Innern des Herzens, kleiner als ein Korn Reis oder Gerste oder Senf oder Hirse oder der Kern eines Hirsekorns;

Das ist mein Atman im Innern des Herzens, größer als die Erde, größer als der Luftraum, größer als alle Welten

Das ist mein Atman, im Innern des Herzens, das ist Brahman. Von ihm werde ich von hinnen scheidend aufgehn. Wem solche Gewissheit ist, dem kommt kein Zweifel mehr. So spricht Shandilya." (2) Es ist, als würde der Geist, der in sich selber schaut, hingerissen sein von seiner „geschauten" Entdeckung. Und er schaut wirklich in sich und findet das Neue, das Zentrale im Herzen und ist überwältigt davon, was er andächtig an-denkend im seinen Herzinneren sieht. Denn seine Innenschau entdeckt ihm auch, dass der Atman ins All ging, „bis in die Nagelspitzen. Wie wenn ein Rasiermesser im Futteral versteckt ist oder das Feuer im Feuergehäuse, so sieht man ihn nicht, denn er ist etwas Geteiltes." Ungeheuere Erkenntnis des All-Selbst-Einen als Geteiltes. Wir müssen sagen, der im Herzen selbst weilende Gott lebt, ist, wird als „Geteiltes" erfahren, er ist Weg und Leben zu allem.

„Atmend heißt er (Atman), sprechend Rede, sehend Auge, hörend Verstand. Das sind alles nur Namen für seine Tätigkeit... dieser Atman ist liebwerter als Söhne, als Reichtum, als alles sonst; denn er steht uns näher als alles andere. Nur den Atman soll man als Liebes verehren. Wer nur das Selbst als Liebes verehrt, liebt das, was unvergänglich ist." (5) Es ist das frühe Wunder andächtigen Denkens indischer Achsenzeit, das die Selbsterkenntnis mit der so genannten „Gotteserkenntnis eins zu machen verstanden hatte. „Erkenne mich", spricht Indra, „dies ist meine ich das Beste für den Menschen, dass er mich erkenne. (10), und dies ist eins mit der neuen Selbsterkenntnis". „Aber der Odem bemächtigt sich als wissendes Selbst (prajnatam) dieses Leibes und belebt ihn. . . Der Odem ist das erkennende Selbst, das erkennende Selbst ist der Odem." Die Erfindung der selbsterkennenden Philosophie in den Schalen der religiösen ist wie in Griechenland und in China Anfang aller Weisheit. Der Odem hat seinen Sitz im Selbst. Diese verborgene Göttlichkeit unseres aus der Materie entstehenden Bewusstseins ist „reale Form, ist bewegliche Essenz und „dortig" (Brahman), das ist der purusha im rechten Auge, denn er ist die Essenz des Dortigen." (14)

Es ist schon ein geläuterter Glaube, der sich da aus den Schalen vedi-

scher Mythen befreit, und es sind „Weisen, die im eigenen Ich jenen einzigen Gebieter wiederkennen, der als Innenseele aller Wesen seine eigene Form vielfach wandelt, denen wird das ewigwährende Glück zuteil, nicht den anderen.“ (15)

Hier wird der subjektive Charakter des Menschegeistes mit einem subjektiven Charakter des „Dortigen in allem Seienden“ verbunden. Ein ungeheurer Vorgriff auf das Werden der Selbstentfaltung jedes Individuums, das uns möglich ist und unser Erbteil und Potential ist. „Diese Weisen, die im eigenen Ich den wiederkennen, der als der einzige Geist der vielen Geister, als der unvergängliche der vergänglichen, die Wünsche weckt, denen wird der ewige Friede zuteil, nicht den anderen. So wird die Entdeckung des subjektiven Charakters (15) des Geistes als Phänomen des Bewusstseins und eines Bewusstseins des Bewusstseins eine so mitreißende und überraschende, dass sich der Mensch gewissermaßen erschrockenen der Erhebung dieses subjektiven Geistes zum absoluten vielfach geformten und geteilten unpersönlichen Geist (Gott) nicht nehmen lassen kann. So verkündet Yanjavalakya: "Es ist deine Seele, die allem innewohnt.... Es ist dein Atman, der allem innewohnt. Was von ihm verschieden ist, ist von Übel." (16)

Er verkündete dem König Ushasta „Das Selbst, König, dient dem Menschen als Licht, denn beim Licht des Selbst sitzt er, geht er umher, arbeitet er, kehrt er zurück. Der König fragt: was ist das für ein Selbst? "Es ist der aus Einsicht (vijñana) bestehende, inmitten der Hauche drinnen im Herzen leuchtende Geist (purusha). Wachzustand, Schlaf, Traum - sind vereinigt in unserem Bewusstsein.

„So wie ein großer Fisch zwischen beiden Ufern, dem diesseitigen und dem jenseitigen, wechselt, so wechselt der Menscheng Geist zwischen den Zuständen, dem Schlafzustand und dem Wachzustand.“ (17) Es schillert in großartiger Sprachvieldeutigkeit, und wir dürfen diese dichteste Poesie einer frühen Weisheit bewundern. Das lässt uns frei, den Weg zu gehen, es bietet uns die Vielfalt des Geteilten in einer Schönheit an und es ist lebenspraktisch, essenzielle Existenz, die zu erreichen, jedem offen steht: "Die Devas sowie die Asuras erfuhren dies. Sie sprachen: „Wohlan, wir wollen das Selbst suchen. Wer das Selbst sucht, erlangt alle Welten und Wünsche.“ Ohne sich miteinander verständigt zu haben, kamen sie mit Brennholz in der Hand (als Symbole der Schülerschaft, der Schüler hatte die Opferfeuer zu bedienen) zu Prajapati. (18) Die Schüler jedoch verließen Prajapati frühzeitig und er sprach „ohne das Selbst wahrgenommen zu haben, ohne das Selbst gefunden zu haben, ziehen sie dahin.

Wer diese Upanishad befolgt, sei er von den Göttern, sei er von den Asuras, der wird zugrunde gehen." Erst nach Bedenken, Zweifel und nach langem Verweilen "in dem heiligen Schülerstand" (das ergab 101 Jahre) erfassten die Götter und Asuras die Worte "Körperlos ist der Wind, körperlos Wolke, Blitz und Donner so wie sie, wenn sie dorthin aufsteigen und das höchste Licht erreichen, jedes in seiner eigenen Gestalt erscheint, so gelangt diese heilige Ruhe (der Geist im Menschen), wenn sie aus dem Körper aufsteigt, in das höchste Licht und tritt in ihrer eigenen Gestalt hervor. Das ist der höchste Geist (uttama purusha)" (18 Und weiter sprach Prajapati „Das, was da weiß: „Ich will das denken", das ist das Selbst, das Denken ist nur sein göttliches Auge. Mit diesen, seinen göttlichen Augen erfreut er sich am Anblick der Wünsche, die in der Brahmanenwelt sind. Die Götter verehren dies Selbst." (18) In meinen Ohren ist dies die kürzeste, ungeheuerlichste Botschaft der Achsenzeit: - die mythischen Götter, die magischen dienstbaren Geister der Göttlichkeit verehren, unterwerfen sich dem neuen und höchsten Geist, dem Selbst des „geteilten Dortigen" wie des Menschen, der eins ist mit jenem. Es ist die Botschaft, entdeckt durch eine Reflexion des Menschenbewusstseins, das es etwas in sich trägt, das der Odem Atmans ist und Selbst heißt.

Aus der Materie der Natur steigt des Menschen Bewusstsein auf und erfährt sich bewusst als jenes Feine, Unfassliche, das wir oft so beden-

kenlos „Geist " nennen. Dieser unfassbare, evolutive Aufstieg ist Letztes, was die indische Philosophie Selbst und Atman nennt. Es ist ein ungeheurer Vereinigungs und Entdeckungsprozess, der dies dem Menschen fasslich zu machen versucht, indem es beseelte Materie, beseelte Natur, beseelte Körperlichkeit, beseelten Atem und alle Organe als solche erfasst, die am Atman teilhaben nach ihrer Gestalt, Form und Begrenzung. So bereiten Sie den Menschen nicht nur ihre Selbstbegegnung, sondern damit gleichzeitig eine Selbstheilung im Atman vor. Das Selbst ist nicht ein zufälliger Synthesepunkt des reflexiven Bewusstseins der Vereinigungspunkt für alles und die Fähigkeit, in allem dies Selbst eingefangen zu sehen, denn alles ist „um des eigenen Selbstes willen" wirklich auch alles, auch All, Kosmos und Mikrokosmos.

Yajjnvalkya sprach: „Wahrlich, die du uns schon lieb warst, du hast meine Liebe noch erhöht. Komm du also, ich will es dir erklären und während ich es dir erkläre, suche du deinerseits, dich ganz hineinzudenken."

Er hub an: Nicht ist ja, meine Teure, um des Gatten willen der Gatte lieb, sondern um des eigenen Selbstes willen ist der Gatte lieb."

„Nicht sind ja meine Teure um der Söhne willen die Söhne lieb, sondern um des eigenen Selbstes willen sind die Söhne lieb." „Nicht ist ja meine Teure, um des Geldes willen das Geld lieb, sondern um des eigenen Selbstes willen ist das Geld lieb." „Nichts sind ja, meine Teuere, um der Haustiere willen die Haustiere lieb, sondern um des eigenen Selbstes willen sind die Haustiere lieb." „Den Atman (das Selbst) nämlich, meine Teuere, muss man (in allem) sehen, hören, denken und sich vergegenwärtigen, (Maitreji). Wahrlich meine Teuere, wenn man das Selbst (darin) sieht, hört, denkt, versteht, wird dieses Alles begriffen..."

„So wie man, wenn die Trommel gerührt wird, die aus ihr heraus kommenden Töne nicht fassen kann, aber wenn man die Trommel oder den Schläger der Trommel fasst, auch den Ton fasst;

So wie man, wenn auf einer Muschel geblasen wird, die aus ihr herauskommenden Töne nicht greifen kann, wenn man aber die Muschel „oder den Bläser der Muschel fasst, auch den Ton fasst."

„... So wie von einem Feuer, wenn feuchtes Holz nachgelegt wird, Rauchschwaden nach den verschiedenen Seiten hin ausgehen." „ebenso ist es meine Teure, mit dem Aashauch dieses großen Wesens:

der Rigveda, der Yajurveda, der Smaveda, der Atharvaveda. Die -Geschichten, die alten Erzählungen, die Zauberkunst, die Upanishaden, die Denksprüche, die Regeln, in die Auslegungen (der alten Lieder) und die rituellen Erläuterungen, Spenden und Opferspeisen und Tränkungen, die diese Welt und jene Welt, alle Geschöpfe, alle diese sind nur ein Aashauch von ihm."

Nun auf dieser geistvollen Grundlage der ersten ausgefeilten Selbstphilosophie - vor Sokrates, Heraklit, vor Buddha, Laotse, vor den Aussagen der Propheten Israels - erleben wir ihre ausdrucksvolle Wirkungsweise in der reflexiv-achtsamen Liebe, die sich als das neue Geschenk des Ausdrucks des neuen Geistes in der indischen frühen Dichtung zeigt. Da die Weisheitslehren der Upanishaden schon in einer herrlichen, dichterischen Sprache geschrieben sind, darf sich die poetische Kraft des reflexiven Subjekts den Wundern der Liebe widmen. Die Liebeslieder, die schon Friedrich Rückert der große Romantiker, Dichter und Orientalist übersetzte und nachdichtete, sind Gedichte ganz mit den Merkmalen des neuen reflexiven Geistes behaftet: das Gefühl der Verbundenheit, die Sehnsucht und Bewunderung in einer mythisch-magischen Anmutung in der Sprache. Die Gefühle entdeckten die Ausdrucksformen, in den Sinnen, in Mimik, Gestik und Körpersprache wiedergegeben. Die Wiedergabe ist mit der Natur und den Schönheiten und bunten Metaphern und Allegorien geschmückt. Hie und da kommen auch die soziale Umgebung, das Gerede, die Gefährdungen des liebenden Paares hervor. Das nichtige Scheinleben, zerbrochene Freundschaften.

Alles in allem heißt es: „In deines Angesichtes Dienst besiegt die Welt der Gott mit Blumenwaffen.“ (14)

Es ist, als ob Rückert vor der süßen Sprachgewalt dieser Gedichte erzitterte und als suchte er trotz seines Genies und seiner Sprachkraft nach Worten, die er neu erfinden muss, die er stammelt und neu zusammenführt. Ich lese Worte, die noch heute neu im Ohr sind - doch weiß ich nicht, wie nahe sie dem indischen Original kommen - wie „schamschwankend“, „herzverwahrt“, „scham-matt-sternigen Augen“, „gußrieselnden Auges“, Scherzzorn“, „hautschaudrig“, „Augenwinkelstreifung“, „herzraubende Reize“, „der Mond war eingetrunken mit dem Wein“, „holdanredenden Blicken“. Solch eine Sprachpracht vor zweieinhalbtausend Jahren im Aufgang der Upanushaden, in der Morgendämmerung, da aus dem Mythos religiöse Weisheit und Selbstphilosophie wurde. Wie sehr Liebe auch enttäuscht wird und wie ein falsches Wort so wirksam wird - solch eine Liebes aber situation ist bis zum heutigen Tag nicht besser in Sprache erfüllt worden:

„Da ich nur einmal im Scherzzorn
„geh doch!“ sprach mit barschem Ton,
ging er gleich, das Felsenherz vom Bett mit Gewalt davon.
Solches hastig treubundbrechend unbarmherz'gen Mannes nun,
Denkt die Seele schamlos wieder! Freundin, o was soll ich tun?“ (4)

So reflektiert Liebe auf sich selber und weiß sich nicht zu helfen.

Mich entzückt diese Darlegung von einer Liebesnacht, in der geplaudert, gestöhnt, beteuert wird und ein Zeuge dabei ist - höchste Gefahr, was tun?

„Weil das liebende Paar in der Nacht spricht,
morgens dem Hausherrn
plaudert der Hauspapagei
wirft ihm zum Lohne das Weib
erst ihren Rubinschmuck-Ohrengehörk auf die
Krümmung des Schnabels,
Stopft darin aber beschämt ihm mit Limonen den Mund.“ (5)

Es ist Trauer, Klage, der Schmerz der Verlassenen. Das vergangene Glück, das unvergessen quält, kennen wir auch, doch so sieht es die indische Lyrik der Frühe:

„Nach zerbrochenem Freundschaftsbande,
Nach zerstobener Hochbewerbungsehre,
Nach hinweggegangenem lieben Mann,
als ob ein fremder Mann es wäre;
so betrachtend, so betrachtend, liebe Freundin,
jenen Tag im Glücke,
sagen kann ich nicht, warum das Herz mir nicht
zerspringt in hundert Stücke.“

Doch uns wär noch heute so zumute, wenn wir unsere Gefühle genau zu betrachten wagten und so voller Liebesbewunderung redeten, voller anbetender Schönheitslust und voller achtsamer Ansprache:

„Diese weitgeaugt-blicklüstige
Vollgewölbet-schwellbrüstige,
breitgelendet träge Gängerin,
meine liebste Herzempfängerin.“
(19)

„Willkommen und Abschied“ ist ein sehr schönes Liebesgedicht des jungen Goethe. Könnte dies kleine indische Gedicht dem großen nicht standhalten?

„Zitternde Wasser im Auge, Beschwörungen, lieblicher Fußfall –
Zärtlich halten damit auf den Geliebten, der reist.
Hell sei - o geh du nur - und heiter der Morgen
zur Ausfahrt! Was mir die Liebe gebeut,
hörest du einst, wann du kehrst.“ (22)

Als letzten Gesang wollen wir die hinreißend gefühlte Liebes-Verbundenheit mit Natur und ihrer Schönheit, die uns ja auch in der chinesischen, griechischen und israelischen Achsenzeit-Dichtung begegnet, aufweisen: „Bandhuka's Glanz hat deine Lippe, und deine Wange zart Maghuka's Schimmer, O Huldin, blauen Lotusduft zu hauchen scheinen deine dunklen Augen;

Die Nase strebt ein Tila-Sproß empor, o Kind mit Zähnen von Jasminen!
In deines Angesichtes Dienst besiegt die Welt der Gott mit
Blumenwaffen." (14)

„Das unvergängliche Brahman, welches das Höchste ist, welches die
Brücke für die Opferer bildet, die sich an das sichere Ufer hinüberretten
wollen, möchten wir dem Naciketas (begrifflich machen) können.
Wisse, daß der Atman der Wagenfahrer, der Leib aber der Wagen
selbst ist, wisse ferner, daß die Vernunft (buddhi) der Wagenlenker ist
und der Verstand (manas) der Zügel. Die Sinne heißen die Rosse, und
die Gegenstände (Sinnesobjekte), was bei diesen (den Rossen) die
Wegziele. Der Atman, wenn er mit den Sinnen und dem Verstand
verbunden ist, nennen die Kundigen den „Empfinder“ (oder
„Genießer“)

Wer nun ohne Einsicht ist, immerfort ohne den Zügel des Verstandes,
dessen Sinne sind unfolgsam wie die bösen Rosse ihrem Wagenlenker.
Wer aber einsichtsvoll ist, immerfort mit dem Zügel des Verstandes,
dessen Sinne sind folgsam wie die guten Rosse ihrem Wagenlenker. Wer
ohne Einsicht, unverständlich ist und unlauter, der erreicht nicht jenen
(höchsten Ort, sondern gerät in das Weltgetriebe.

Wer aber einsichtsvoll ist, verständig und stets lauterem Herzens, erreicht
dagegen jenen Ort, von dem man nicht mehr geboren wird. Wenn
man die Vernunft zum Wagenlenker und den Verstand zum Zügel
macht, so gelangt man an das Ziel des Weges, an jenen höchsten Ort“
Vishnus. Über den Sinnen stehen die Sinnesobjekte, über den Objekten
der Verstand. Über dem Verstand steht die Vernunft, über der Vernunft
die große (Welt-)Seele.

Über der Weltseele steht das Urding, über dem Urding der Urgeist. Ein
Höheres als den Urgeist gibt es nicht, Er ist der Gipfelpunkt und das
äußerste Ziel. In allen Wesen verborgen, wird der Atman nicht offenbar.
Er wird aber mittels der spitzfindigen feinsten Erkenntnis von Feinsehern
erkannt. Der Weise soll Rede und Sinn einziehen und sie in die
Erkenntnis-Seele versenken, die Erkenntnis(-Seele) in die große (Welt-
)Seele versenken, und (diese) soll er dann in die zurückgezogene Seele
versenken. Stehet auf, erwachet, höret aufmerksam zu, nachdem ihr
die Gnadenwahl erlangt habt! Auf der geschärften Schneide des
Messers ist schwer zu gehen. Die Weisen nennen es die gefährliche
Stelle des Weges.

Was lautlos, unfühlbar, farblos, unveränderlich, unschmeckbar, ewig und ohne Geruch ist, ohne Anfang und Ende, noch höher als die Weltseele, der feste Pol ist, wer das erschaut hat, der wird von dem Rachen des Todes erlöst. (5)

Nur mit dem Wort: „Ist“ wird er faßbar als das wahre Wesen dieser beiden. „(Er ist)“, wer ihn so auffaßt, dem wird sein wahres Wesen klar.

Hinreißend finde ich dieses Bild dreier oder mehrerer Kulturen der Menschheit, die unabhängig voneinander, fast gleichzeitig ein ähnliches Erwachen eines neuen kritisch-ehrfurchtsvollen Geistes, der des Blickes in sein Inneres nicht nur fähig, sondern auch sammelnd, begrenzend, gestalthaft fähig wurde. Es schafft einen erregenden Schauer, wenn wir die reflexive Subjektivität im Individuum kraftvoll im Ausdruck der Weisheit und der Poesie zugleich in fernen wie in nahen Landschaften erblicken. Der Blick nach Innen wird alle Sichtweisen aufs Außen verändern, schafft nicht nur neues Selbstgefühl, sondern neue Blicke auf Natur und Gesellschaft. Ja, sie wird in manchem Denken und Dichten zum Sinnbild von Unendlichkeit und Vollkommenheit erhoben. „Denn im neuen Denken erleben alle eine neue Auseinandersetzung zwischen Vernunft und Mythos, einen Kampf wider eitlen Wahn, wider unkritisch-unreflektierte Ansichten der Vorzeit. Auch die wahrhaftigste Ansicht gewinnt doch einen hypothetischen Charakter im Weltbegreifen, in der Erfahrung des Lichts und der Liebe, des Friedens und des Kernpunktes im Selbst. All das ließ uns unser Eurozentrismus das heißt egozentrisches Weltbild, unsere Geschichtsanschauung und der Kulturstolz nicht in den Blick kommen. Mit einem gewissen Entsetzen wehren wir uns vielleicht bis in unsere Tage hinein, das endgültig anzunehmen. Noch akzeptieren wir ähnlich wie in den Jahrhunderten der Entdeckungen nicht diese Ursprünge des Geistes in Indien, China und im Nahen Osten. Noch würden wir gerne Indien und China erobern und zu Kolonien machen, da sie doch zum abendländischen Geist gebracht werden müssen, um die großen Wohltaten unserer Zivilisation, der Maschine des Geldes und der Medien zu empfangen. Ja die Macht und die der eurozentrischen Macht unterworfenen kleinen Leute wundern sich heute noch, dass Indien geistig in einer Vielfalt und Schönheit erwachte, während die tapferen Germanen noch, na ja usw. usw... Der mythisch-magische Weltgeist verharrte in den Meinungen des Abendlandes im eurozentristischen Wahn-eitel-

Gehabe auch als historischer und kulturerfassender Blick. Sehr langsam wachsen wissenschaftliche und sprach- und kunstästhetische Einsichten, die von den Wunderwerken der Fremde angetan, ja entzückt waren. Seit mindestens zwei Jahrhunderten ist die Forschung dabei, und seit einem Jahrhundert ist die alte Welt immer mehr fasziniert von der Spiritualität des Ostens. Und dies findet doch eine erregende Fortsetzung im Blick auf eine Zeit - so von 800 bis 300 vor der Zeitenwende - in der in vier Kulturen dasselbe reflexive Vermögen einer „Bewusstseinsförungsordnung“ zum Segen von Kunst, Dichtung, Weisheit und höherer Religion, das einer göttlichen Selbstentfaltung dient.

Die Erklärungsversuche, die auf den Hinweis hinausgehen, dass die bösen, elenden und den Sinn raubenden Zeitläufe die Ursache seien, setzen etwas voraus, was sie beweisen wollen: den Geist, der auf diese Herausforderung antwortet. Die Gärung eines Zeitgeistes genügt nicht, damit nun auch der junge Wein einfachhin gut werde. Und wenn schon, warum ist es in dieser Zeit - 500 v. Chr. - in vier so weit entfernten und verschiedenen Kulturreichen geschehen: die bösen Zeitläufe, die Gärung des mythisch-magischen Geistes, die desorientierende Verwirrung und Unzufriedenheit mit „derselben“ Antwort des neuen Geistes. Es muss eine Hypothese als Erklärung gefunden werden, die die Komplexität dieses einheitlichen und doch sehr vielfältig verschiedenen Prozesses zu erklären vermag.

Diese Hypothese glaube ich gefunden zu haben. Mit Hilfe der Evolutionstheorie und den Ergebnissen der Gehirnforschung versuche ich, die gemeinsame Lage der Gehirn- und Bewusstseinsentwicklung zu erschließen. Einige Ergebnisse bisheriger Forschungen verweisen auf diese allgemeine Hypothese, die eigentlich nur den Syntheseversuch darstellt zwischen naturwissenschaftlich-biologischen und geisteswissenschaftlich-sprachanalytischen Forschungen.

Diese Hypothese habe ich vorbereitet in dem Ausweis insbesondere in den Forschungen Edelerans und in den mannigfachen Forschungen, die die Entdeckung des neuen Geistes aufweisen. Sie zu vereinen ist der Schritt, der zur Hypothese führt: die Gleichzeitigkeit der Erfindung der reflexiven Subjektivität in einem Bewusstsein des Bewusstseins ist einsichtig zu machen durch die letzten Schritte der Evolution des Hominiden zum homo sapiens und damit der Gehirnevolution als (bislang) letzten Schub einer natürlichen, anatomischen und nervlichen in Entwicklung. Nur weil die Spezies homo sapiens eine Gehirnentwicklung erfuhr, in der ein „Bewusstsein höherer Ordnung“ entstehen konnte und dies die Evolution der „Art“ betraf, ist es anzunehmen, dass überall Individuen der Art auftauchten und sich vermehrten, diese Gabe des Evolutionsschubes schon ausgeformt in sich trugen. So durfte diese Evolution, die überraschend schnelle Schritte tat, überall, wo die Spezies Mensch lebte, ein besonderes, komplexes, reiches Gehirn ausbilden im Lauf des letzten Jahrhunderttausends ein Bewusstsein reflexiver Art schaffen, das auch für das Überleben der Art verantwortlich wurde. Sprache, Sozietät, Arbeit, Städte- und Agre-cultur wurden die Träger dieses Geistes, der auch dem Tod und der eigenen Vergänglichkeit gegenüber ein neues Gesicht zeigte. Doch auch sein Ausdrucksverhalten wurde maßgebend für die Stabilisierung des neuen Geistes in einer fremden, oft feindlichen Welt und das Ausdrucksverhalten nicht nur des Körpers, sondern die Projektionen ausdrucksstarker Werke als Gegenüber von Mensch und Natur wurden verlässliche Verstärker. Dieser Hypothese folgt die Hypothese der Geschichtswendung.

Um jene Zeit ist es der Gattung Mensch gelungen, in diesem Geist als vordringlichen Gegenspieler des mythischen Weltbewusstsein vorheriger Epochen in Sprache und Kunst schriftlich zu überliefern. Da dieser Geist reflexiven Bewusstseins der Art Mensch eigen war, konnte er gleichzeitig und auch mit leichten Zeitverschiebungen in vier dichter besiedelten Stadt-Staats-Kulturen sichtbar werden. Die historische Überlieferung zeigt uns das vielfältige und doch einheitlich Erkennbare des neuen Geistes auf. Die gemeinsame menschliche Gehirnentwicklung bis zum reflexiven Bewusstsein machte es auch historisch möglich.

Wir müssen uns noch einer Schwierigkeit begrifflicher und fachspezifischer Art stellen, die im Verstehensprozess Verwirrung schafft. Es ist der Begriff der „Achsenzeit“. Historiker gebrauchen und anerkennen ihn nicht. Und dies zu Recht, denn sie haben ihre Welt- und Menschheitsgeschichte schon lange chronografisch eingeteilt, und es verlangt für dieses historische Schema keinen neuen Namen. Karl Jaspers als Philosoph, versuchte sich mit diesem von ihm gewonnenen Begriff als Geschichtsphilosoph heilsgeschichtlich. Er spürte eine Zeit in der Menschheitsgeschichte auf, in der er - hellichtig vielleicht - diese wesentlichste Umwandlung des Menschengestes entdeckte. Er verwies auf wichtige Prozesse, Merkmale einer neu in die Geschichte tretenden Geistesart. Bis heute spricht vieles dafür, dass er in seiner ersten vorsichtigen Schau Wesentliches eines neuartigen Geschehens erfasste. Forschungen vieler Fächer: Altertumswissenschaftler-, Sprachwissenschaften, Gräzisten, Sinologen, Indologen, Theologen, Psychologen und Soziologen, dann auch Naturwissenschaften der Biologie, Anthropologie, Evolutionstheorien und Gehirnforschung erweisen den genialen Anfang Karl Jaspers' als richtig. Nur in einem folgen Sie ihm fast alle nicht, nämlich in der Nennung des vorgeschlagenen Begriffs „Achsenzeit“. Mit dieser Skepsis gegenüber diesen Namen hatten sie nicht so unrecht. Er war ja mit dem Namen ein Zeitalterbegriff der Historie. Ein neu hinzu gekommener, der historiografisch nicht brauchbar war, weil er eine etablierte Ordnung störte. Was sollte dieser Begriff? Er wollte etwas bei Jaspers zusammenfassen, was wohl zeitlich und räumlich in einem Zusammenhang stand. Geistige Erneuerungen, Erwachen einer spezifischen Geistesart, die „Erfindung“ eines reflexiven Blickes nach innen des Menschen. Es gab viele Versatzstücke dafür, viele ähnliche Phänomene der Entdeckung eines Geistes, der nicht einfach auf „Weit“, sondern auf sich selbst gerichtet war. Seitdem kam eine Fülle von geistigen Geschehnissen, Prozessen, Inhalten tatsächlich in die aufmerksame forschende Blickrichtung. Es war an dieser „Entdeckung eines neuen Erdteils“ etwas dran. Man konnte daran nicht vorbeigehen, und viele geniale Forscher gingen auch nicht daran vorüber. Seit Jahrzehnten ist diese Geistesgeschichte erforscht, doch der Name „Achsenzeit“ ist nicht gebräuchlicher geworden.

Das ist von einer gewissen Berechtigung, denn all diese Phänomene des erwachenden Geistes geschehen wohl im letzten Jahrtausend vor der Zeitenwende, doch sind sie nicht eigentlich historisch oder gar weltgeschichtlich relevant, sondern nur bedeutsam für eine „Phänomenologie des Geistes“. Im Grunde ist die Phänomenologie der „Achsenzeit“ für den Historiker oder gar Historiographen keine Zeitlinie der Horizontalen, sondern eine Vertikale zur Zeit.

Es ist kein chronographischer Begriff, sondern einer der den „Kairos“, das heißt die Qualität der Zeit anzeigt. Das ist die crux der Nomenklatur. Achsenzeit ist kein Zeitalter-Begriff, auch wenn gewisse Geistigkeit sich in begrenzten Zeiten und Räumen fassen lässt. Es geschah all das im „Altertum“, und in seiner Früh- und Vorgeschichte bereitete es sich vor. Nun, das ist der Kern unserer hypothetischen Bemerkungen: die Beschreibung des erwachenden Geistes - so um 700 vor der Zeitenwende - die Beschreibung des eingeschlafenen, des aufgespürten, des neu erwachenden, des unzufrieden, des wieder eingeschlaferten Geistes, und dann wieder selbstherrlich Erwachten in der Weltgeschichte spielt auf einer Nebenbühne, einer von Macht, Reichtum und Bedeutung getrennten Dienstbotenbühne. Die sogenannte Geistesgeschichte ist jene reflexiven Subjektivität, die in vier Kulturen gleichzeitig erwachte, (und der wunderbarlich in Schönheit und Selbsterfahrung sich entfaltende Geist) die immer neu Anlauf nimmt, in der Weltgeschichte der Imperien, Reiche, Kriege und Terrorkämpfe eine Beachtung zu finden. Immer wieder nimmt sie Anlauf, ihrer Sklavenrolle zu entfliehen, ihre Geistesgröße, ihren enthusiastischen Heroismus, ihre ästhetische Wundergestalt aufzuzeigen.

Dies ist die crux der Menschheitsgeschichte, die uns notvoll und glanzvoll überliefert wird bis zum heutigen Tag. Das ist halt so der Geist, und die Selbsterfassung bleibt ein Appendix am Glanz der Macht und des Todes. So dürfen wir unsere zerrissene Menschheitsgeschichte sehen. „Trotz Geschichte leben“ (Kolakowski) und die „Sinnggebung des Sinnlosen“ ist nur zu bewerkstelligen durch den Geist, der sich fand und seitdem immer neu erfand gegenüber einer Weltgeschichte.

Denn der Geist, der aus der Evolution und seiner herrlichen Phänomenologie vor zweieinhalbtausend Jahren in die Geschichte trat, ist von da an in seiner Ohnmacht gezwungen, seiner Fülle und seinem Glanz sich immer neu in die ablaufende Weltgeschichte einzumischen. Der Mensch neuen Geistes, der seine Würde fand, seine Bedeutsamkeit und seinen schöpferischen Stolz, muss immer neu seinen Zugang zur Geschichte der Gesellschaftssysteme erkämpfen. In einem Zeitalter gelingt es ihm mehr, in einem anderen weniger. Stets ist dieser Geist der Stachel im Fleisch unheilsaurer Weltgeschichte. Dies ist nachzuweisen, weil die verharmloste Kultur und Geistesgeschichte ja in die Zeit-Tabellen eingebaut ist, in die eigentliche Weltgeschichte der Macht, des Wahns und der Massenmorde. So löst sich der Begriff der „Achsenzeit“ auf in das Bild jenes Geistes, der nicht nur auf Welt gerichtet ist, sondern nach innen in die eigene Seele und sich selbst findet.

Versuchen wir nochmals, unseren Standort zusammenzufassen. Es geht nicht um ein Zeitalter - die Achsenzeit - auch nicht um kontinentale Begrenzung (eurozentrischen Vorurteilsblick) und auch nicht um Restaurierung und Wiedererweckung eines Zeitalters in einer Kultur - auch nicht der Klassik, des Humanismus in Europa - es geht allein um eine klare Phänomenologie des Geistes. Die Unterscheidungen und Differenzen im Geist sind in einem Scheidewasser auf den wesentlichen Nenner zu bringen: der Geist, der auf die Welt gerichtet ist, um des Überlebens willen, hat noch einen anderen Geist als komplementäres Bewusstsein, das ist jener, den das Bewusstsein des Weltbewusstseins vermittelt. Der reflexive Geist gegenüber der „intentio recta“ wird der Geist des kritischen Denkens, des Staunens, der Frage und der Neugier und eine Prüfungsstelle für Täuschungen und „Falschnehmungen“.

Die reflexive Subjektivität und somit die kritische Vernunft haben jedoch eine Geschichte und stehen - ob sie wollen - ja, sie wollen sogar - oder nicht, in jenem Teil der Weltgeschichte, die dieser Reputation, ja Wert und Sinn, ja „Gottesanerkennung“ bringt. Nun, so sind sie eben eingefangen in eine elende und mörderische Realität, und so wissen sie oft nicht, wohin mit jener menschlichen Würde und Achtung, die sich in Schönheit, Güte und Authentizität verbirgt, so wollen wir von diesem Geist sprechen statt von der Achsenzeit, von Blütezeit, von Renaissance oder Aufklärungs- und Fortschrittszeit. Diese „Zeiten“ des Chronos sind

nur als „Kairos“ für den Geist, dem wir huldigen, sichtbar.

So lassen wir den überbefrachteten geschichtsphilosophischen Namen der „Achsenzeit“ und lassen auch jene bejubelten Zeiten der Wiederkehr der Achsenzeit bis zu unserer Moderne und Postmoderne und nennen den neuen Geist und seine Merkmale, Prozesse, Arten und Weisen beim Namen, so dass wir in ihnen Wehr und Waffe haben gegen Mythomanie, gegen Modernemanie aufzutreten und Widerstand zu leisten allem Denken, Fühlen und Entscheiden, das sich dem selbstreflexiven Weg unseres Geistes entgegenstellt. Das sollte eigentlich genügen, und damit hätte jeder Mensch, der sich bedenkt, besinnt und verselbstet - jeder zu seiner Zeit - „Achsenzeit“, und das wäre auch für eine Informations- und Wissenschaftsgesellschaft die Krönung durch Selbsterkenntnis Selbstbestimmung und Selbstvergöttlichung.

Das Selbst
das alle Übel überwunden hat,
das frei ist von Alter und Tod,
von Kummer, Hunger und Durst,
dessen Verlangen das Wahre ist,
dessen Ziel das Wahre ist,
das soll man suchen,
das soll man zu erkennen trachten.
Alle Welt und alle Wünsche erlangt der,
der das Selbst findet und erkennt.
| So sprach Prajapat
So lehrte ihn Yajnavalkya

← **Formatiert:** Standard, Links,
Zeilenabstand: einfach

i

Wie darf ich mir *diese indische Achsenzeitweisheit* aneignen, das ist die Frage. Ich lese es öfter, lasse es in mich einsinken, unverstanden, teils verstanden, einleuchtend dunkel.

Wie kann ich Übel überwinden? Wie werde ich frei von Altersangst, Todesbängen? Wie verändere ich Bedeutung von Kummer, Hunger, Durst und Elend aus dem absolutistisch-naiven Gebrauch in einen reflexivrelativierenden? Wie stärke ich mein Verlangen, authentisch zu sein und das Wahre als meine Lebenskunst anzusehen? Und dann diese kaum zumutbare Versprechung von Wunsch, Würde und Welt, wenn ich mich im Selbst finde, erkenne, entfalte.

Um sein Nichtwissen wissen
ist Hoheit,
Nichtwissen für Wissen achten,
ist Leiden,
Nur wer an seinem Leiden leidet,
wird frei vom Leiden.
Der Berufene ist frei von Leiden,
weil er an seinem Leiden leidet.
Darum ist er frei von Leiden.

(Laotse, Taote King)

Dieser Text entspricht mit dem Passus aus der Kena-Upanishad, der „docta ignorantia“ des Nikolaus von Kues und der sokratischen Weisheit. So ist der Geist der Achsenzeit wohlgegründet im Erdenrund. Es ist schon ein wunderliches Geheimnis, dies Wissen um mein Nichtwissen. Es ist halt ein anderes, völlig anderes Wissen, es ist nämlich eine Reflexion, ein Blitzlicht auf das gewöhnliche Denken und Wissen. Es selbst hat keinen Inhalt, es ist nur der Blitz, der einschlägt in die Einbildung von Wissen, Erklärungen, Behauptungen. Dieser Blitz schlägt ein in Dogmen, Vorurteile, Wissenschaften. Der Blitz ist die begründete Anfrage als Bedingung aller Subjektivität.

Es ist leidvoll, sein „Nichtwissen“ für Wissen zu halten und zu prahlen wider das Leiden. Die Akzeptierung von Leid, doch auch von Freude,

von Liebe und Wut gegen Ungerechtigkeit wandelt alles, was mir widerfährt zu Chancen der Befreiung. Akzeptieren ist eine reflexive Schau, verknüpft mit einem reflexiven Ja in einer Übung der Selbstbestimmung.

Annehmen in solcher Weise ist ein großer Unterschied zum Unterworfenensein in sklavischer Art.

Mythische Restbestände verschludert:
die Sprache der Mythe wird nicht Poesie,
sondern Reklame.

Ikarus stürzte ab,
Dädalus verzweifelte,
Orpheus in Angst und Schrecken,
Pan in panischer Angst und
Tollkühnheit, Herakles tatenlos,
Alexander verdarb schmerzhaft,
Hannibal nie Rom betreten,
Darius ohne Weltmacht,
Leonidas heute nur aus Schokolade,
Daimon nur eine Batterie,
Shiva ein Hotel,
Garuda eine Fluggesellschaft,
Störtebeker ein IC,
Ajax ein Fußballklub
Venus eine Tennisspielerin
usw. usw. u.a.m.

Welch Mythos - ach wär es noch alltäglicher, noch viel näher dem Menschlichen heute!

Buddha erzählt einfach von sich und wie er in sich schaute und bemerkte, dass er so derb hochmütig wie ein Alltagsmensch lebte. Unwissend erfuhr er sich und erschrak über seine „Vorurteile“ über „Altern, Kranksein, Tod, Kummer“, denen er als menschliche Leiden an der Vergänglichkeit unterworfen war, und dass er die gerade durch seinen Lebenswandel auch immer wieder herbeiführte.

Und er reflektierte, was der unwissender Alltagsmensch nicht tat - diese Schicksals-Bedingungen des Lebens. Er besann dies alles im Lichte seines Geistes und begann, nach einem Weg zu suchen, der nicht die ausgetretene Steinstraße des alltäglichen war. Er besann, bedachte, betrachtete sich selber und wollte auf Änderungen sehen. Er ging den Pfad des belichteten Geistes, nutzte das ihm geschenkte reflexive Bewusstsein und gewann an Leuchtkraft. Er nannte diese neue Erfahrung die „unübertreffliche Ruhe der Versenkung“. Diese Konfuzius-zentration auf das andere, dessen, was das ängstliche alltagsverfallene Bewusstsein erfährt und das belichten dieses anderen erlebt er als Erleuchtung. Da dies „Andere keine Alltagsvorstellungen enthält, nähert er sich dem sogenannten „Nirwana“ an.

Die mythisch-magische Art des Erzählens will uns ethisch-schöpferisch nicht die Herrschaft des mythisch-magischen Bewusstseins vorführen. Es setzt dieses nichtreflektierende Bewusstsein auch gleich mit dem Geistes „unwissenden Alltagsmenschen“, mit dem „gewöhnlichen Menschen“, der sich nicht beleuchten, nicht prüfen und sogar nicht bezweifeln kann. Die „Götter“ betreibende schicksalhafte Begegnungen das Erwachen des Prinzen Bodhisatva. Die Götter betreiben damit ihre eigene „Absetzung“, denn wenn der Prinz erwachen sollte, wird er sich nicht um die von den „Göttern“ bislang veranstalteten Alltäglichkeiten und Unwissenheiten kümmern wollen. Die „alten Götter“ opfern so ihre Allmacht, und Bodhisatvas Erschütterungen führen diesen in die „Er-leuchtung“, das heißt schlicht in eine unaufhaltsam wachsende Reflexion der Selbstbesinnung. Alter, Krankheit, Tod und viel anderes Unglück und Elend vermögen bei dem, der Erschütterung mit Staunen und Nachdenklichkeit verbinden kann, das schöne unaufhaltsam voranschreitende Erwachen zu initiieren. Dies führt in die heilsame selbsterkennende Unruhe und Heimatlosigkeit.

Das große Scheiden

Aus dem Leben Buddhas

Eines Tages bekam der Bodhisatva Lust, in seinen Park zu fahren und er sagte zu seinem Wagenlenker: „Spanne der Wagen an.“ Dieser erwiderte: „Gut“, spannte vier Staatsrosse von der Sindhu-Rasse, die die Farbe des Blattes der Wasserlieie hatten, daran und teilte es dem Bodhisatva mit. Dieser bestieg den einem Göttersitz gleichenden Wagen und fuhr sofort in der Richtung nach dem Park.

Da dachten die Götter: „Die Zeit ist gekommen, daß der Prinz zur Erleuchtung kommen soll; wir wollen ihm ein Vorzeichen geben.“ Und sie machten einen Göttersohn zu einem hinfälligen Greis mit schadhafte Zähnen und grauem Haar, krumm, mit gebeugter Haltung, mit einem Stabe in der Hand, zitternd, und zeigten ihm diesen; nur der Bodhisatva und sein Wagenlenker bemerkten ihn. Da fragte der Bodhisatva den Wagenlenker: „Lieber, was ist das für ein Mensch? Seine Haare sind nicht wie anderer Leute Haare und sein Leib nicht wie der der andern,“ „Er ist, Herr, ein alter Mann,“ „Aber warum nennt man ihn alt?“ „Man nennt ihn alt, Herr, weil er nicht mehr lange zu leben hat.“ „Aber bin ich denn, lieber Wagenlenker, dem Altern ausgesetzt? Bin ich nicht erhaben über das Alter?“ „Du, Herr, und wir alle sind so beschaffen, daß wir alt werden. Wir sind nicht erhaben über das Alter.“ Als der Bodhisatva diese Antwort vernommen hatte, rief er aus: „O wehe über die Geburt, da sich ja bei dem Geborenen das Altern zeigt! Erschüttert im Herzen kehrte er um und stieg in seinen Palast hinauf. Der König fragte: „Warum kommt mein Sohn so rasch zurück?“ Man erwiderte ihm: Er hat einen alten Mann gesehen, o Fürst; weil er den alten Mann gesehen hat, wird er die Welt verlassen.“ Da versetzte der König: „Warum wollt ihr mich zugrunde richten? Holt rasch Tänzerinnen für meinen Sohn; wenn er Glück genießt, wird er die Gedanken an die Weltflucht verlieren,“ und er verstärkte die Wachen und stellte sie nach allen Richtungen eine halbe Meile weit auf.

Als ein andermal der Bodhisatva wieder nach dem Parke fuhr, gewährte er einen von den Göttern geschaffenen kranken Menschen; er fragte wieder, wie oben erwähnt, und kehrte wieder beunruhigten Herzens in seinen Palast zurück, Der König fragte wieder, wie oben erwähnt, traf abermals seine An

Ordnungen, verstärkte die Wachen und stellte sie auf allen Seiten eine dreiviertel Meile weit auf.

Als wieder einmal der Bodhisatva nach dem Parke fuhr, bemerkte er einen von den Göttern erschaffenen Toten; er fragte abermals, wie oben erwähnt, und kehrte abermals mit brennendem Herzen in seinen Park zurück. Abermals fragte der König, wie oben, gab seine Befehle, verstärkte nochmals die Wachen und stellte sie nach jeder Richtung eine Meile weit auf.

(Buddha spricht:) Mir, o Mönche, der ich mich in solchen Wohlstande befand, in so außerordentlicher Pracht, kam der Gedanke: der unwissende Alltagsmensch, der doch selbst dem Alter unterworfen ist und von des Alters Macht nicht frei ist, empfindet, wenn er einen andern sieht, der alt ist, Unbehagen, Scham, Ekel, indem er die Nutzenanwendung auf sich selbst macht. Auch ich bin dem unterworfen, selbst noch nicht alt; sollte ich, der ich selbst dem Alter unterworfen bin, selbst noch nicht alt bin, wenn ich einen Alten sehe, Unbehagen, Scham, Ekel empfinden? Das stände mir wohl nicht an, o Mönche, der ich solches- erwog, schwand alle Freude an der Jugend, wie man sie in der Jugend empfindet.

Dann dachte ich: der unwissende gewöhnliche Mensch, der doch selbst dem Kranksein unterworfen ist, empfindet, wenn er einen andern sieht, der krank ist, Unbehagen, Scham, Ekel, indem er die Nutzenanwendung auf sich selbst macht: Auch ich bin dem Kranksein unterworfen, selbst nicht krank; sollte ich, der ich selbst dem Kranksein unterworfen bin, selbst nicht krank bin, wenn ich einen Kranken sehe, Unbehagen, Scham, Ekel empfinden? Das stände mir wohl nicht an. Mir, o Mönche, der ich solches erwog, schwand alle Freude an dem Gesundsein, wie man sie empfindet, wenn man gesund ist.

Ferner dachte ich, der unwissende Alltagsmensch, der doch selbst dem Tode unterworfen ist, empfindet, wenn er einen Toten sieht, Unbehagen, Scham, Ekel, indem er die Nutzenanwendung auf sich selbst macht. Auch ich bin dem Tode unterworfen. Mir, o Mönche, der ich solches erwog, schwand alle Freude am Leben, wie sie die Lebenden haben. Vor der Erlangung der Erleuchtung, als ich noch nicht vollständig erleuchtet, als ich noch Bodhisatva war, da suchte ich, der ich doch der Geburt unterworfen, das, was die Geburt herbeiführt, ich, der ich dem Altern, Kranksein und Tod unterworfen war, suchte das, was Altern, Krankheit, Tod und Kummer herbeiführte. Wie wenn nun ich, der ich selbst der Geburt, dem Altern, der Krankheit, dem Tode, dem Kummer unterworfen bin, nachdem ich eingesehen, welches Übel in dem der Geburt, dem Alter, der Krankheit, dem Tode, dem Kummer Ausgesetztsein liegt, nach der unübertrefflichen Ruhe der Versenkung, die nichts damit zu schaffen hat, wenn ich nach dem Nirwana suchen würde? Und ich, der ich ein Jüngling war mit schwarzem Haar, der ich in glücklicher Jugend lebte, im frühen Alter, ließ mir, obwohl Vater und Mutter es nicht wollten, sondern Tränen im Antlitz hatten und weinten, Haare und Bart scheeren, zog gelbe Gewänder an und begab mich aus der Heimat in die Heimatlosigkeit.

Aus dem Leben des Buddha nach dem Nidanakatha

Redaktion, Textbearbeitung: Beatrix Classen